

swissfuture

Schweizerische Vereinigung für Zukunftsforschung
Société Suisse pour des études prospectives
Swiss Society for Futures Studies

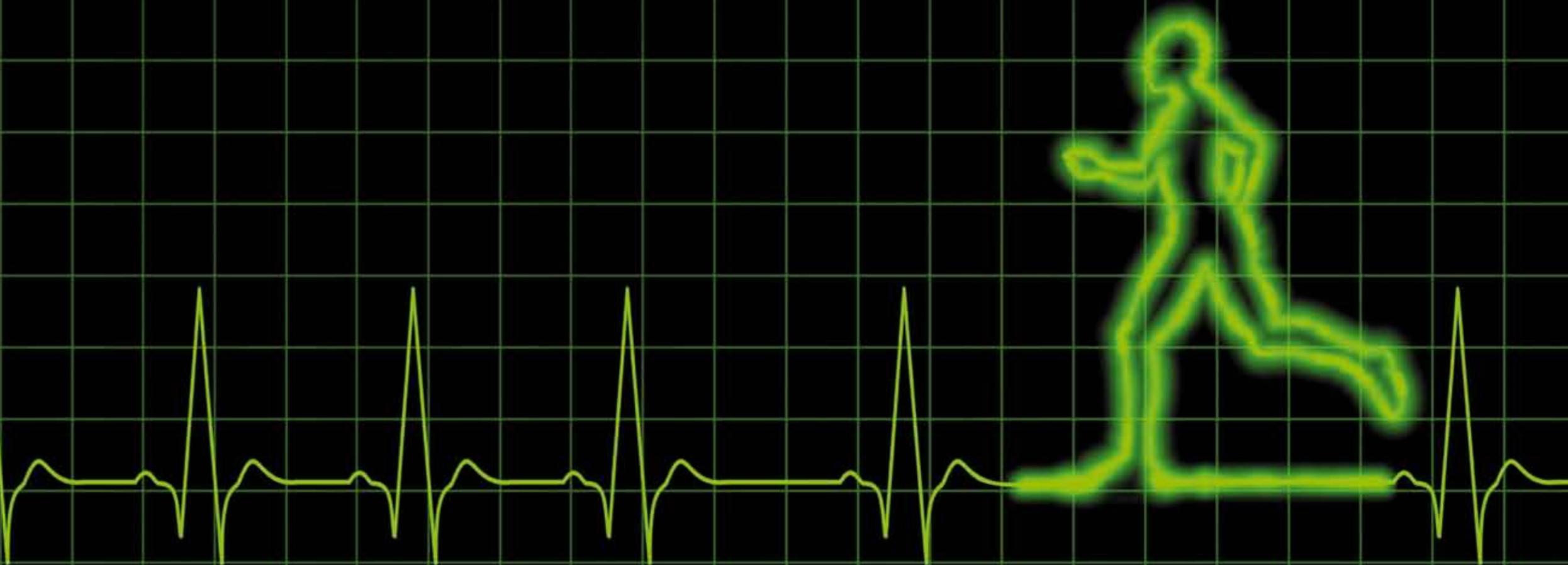


Mitglied der Schweizerischen Akademie
der Geistes- und Sozialwissenschaften
www.sagw.ch

swissfuture

Magazin für Zukunftsmonitoring

03/09



Langlebigkeit

IMPRESSUM

swissfuture Nr. 03/09

Offizielles Organ der swissfuture
Schweizerische Vereinigung
für Zukunftsforschung,
Organe officiel de la Société suisse pour
la recherche prospective

36. Jahrgang

Herausgeber
swissfuture
Schweizerische Vereinigung
für Zukunftsforschung
Postfach / Spitalgasse 24
CH-3000 Bern 7
e-Mail: future@swissfuture.ch
Telefon: ++41 (0)31 320 19 19
Fax: ++41 (0)31 320 19 10
Co-Präsidenten: Cla Semadeni,
Dr. Andreas M. Walker

Redaktion
Francis Müller

Bildredaktion
Julia Martínez

Bilder
Agentur Fotolia: DIDEM HIZAR, er monitor
pdesign, darren whittingham, Accent, Lom

Korrekturen
Dieter Feigenwinter

Autoren
François Höpflinger, Markus Zürcher
Katrín Seele, Peter Seele, Bernd Schips
Corinna Langwieser, Konstantin Beck
Hans Rudolf Schelling, Joël Luc Cachelin
Aubrey D.N.J. de Grey

Layout
Oliver Glutz von Blotzheim

Erscheinungsweise
4x jährlich

**Mitgliedschaft swissfuture
(inkl. Bulletin)**
Einzelpersonen CHF 100.–
Studenten CHF 30.–
Firmen CHF 280.–

SAGW
Unterstützt durch die Schweizerische
Akademie der Geistes- und Sozialwissen-
schaften (SAGW), Bern
www.sagw.ch/zukunftsforschung

ISSN 1661-3082



HR/ECG
1/min

76

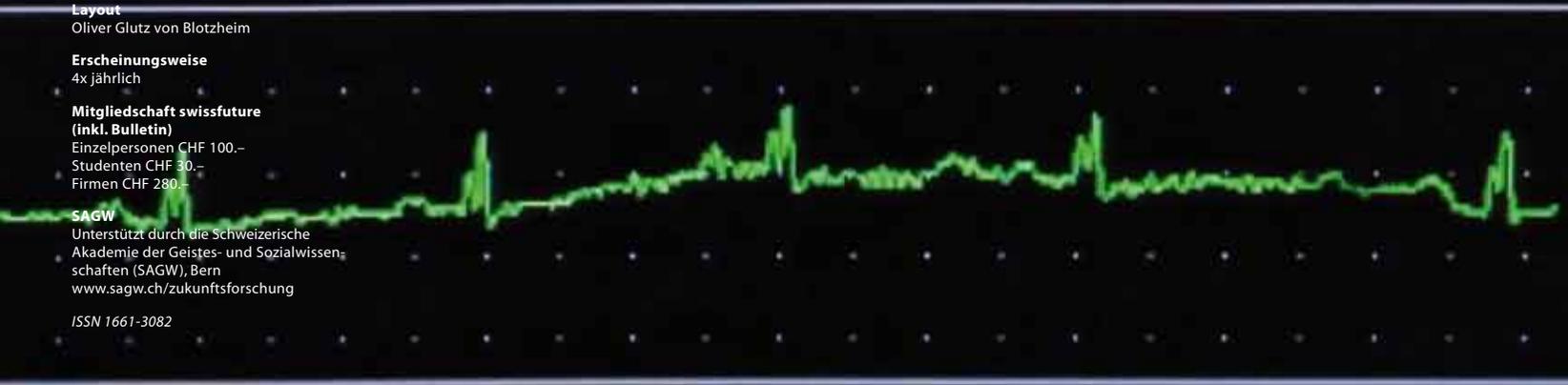
NIBP
mmHg sys/dia
4 min
116/67



HR/ECG
1/min

83

Art
mmHg sys/dia
101/56



HR/ECG
1/min

75

NIBP
mmHg sys/dia
4 min
104/71



HR/ECG
1/min

99

NIBP
mmHg sys/dia
4 min
171/86

LANGLEBIGKEIT

EDITORIAL



Liebe Leserinnen und Leser,

seit der Industrialisierung erhöht sich die Lebenserwartung mit einer beharrlichen Linearität. Selbst die spanische Grippe begründete nur eine kurze Diskontinuität in dieser Entwicklung. Das Bundesamt für Statistik geht in der neuen Studie «die Zukunft der Langlebigkeit» davon aus, dass sich die Lebenserwartung in den nächsten zwei Jahrzehnten um weitere fünf bis neun Jahre erhöhen wird. In Verbindung mit der zugleich abnehmenden Geburtenrate wird der Anteil der über Sechzigjährigen zukünftig doppelt so hoch sein wie jener der unter Zwanzigjährigen.

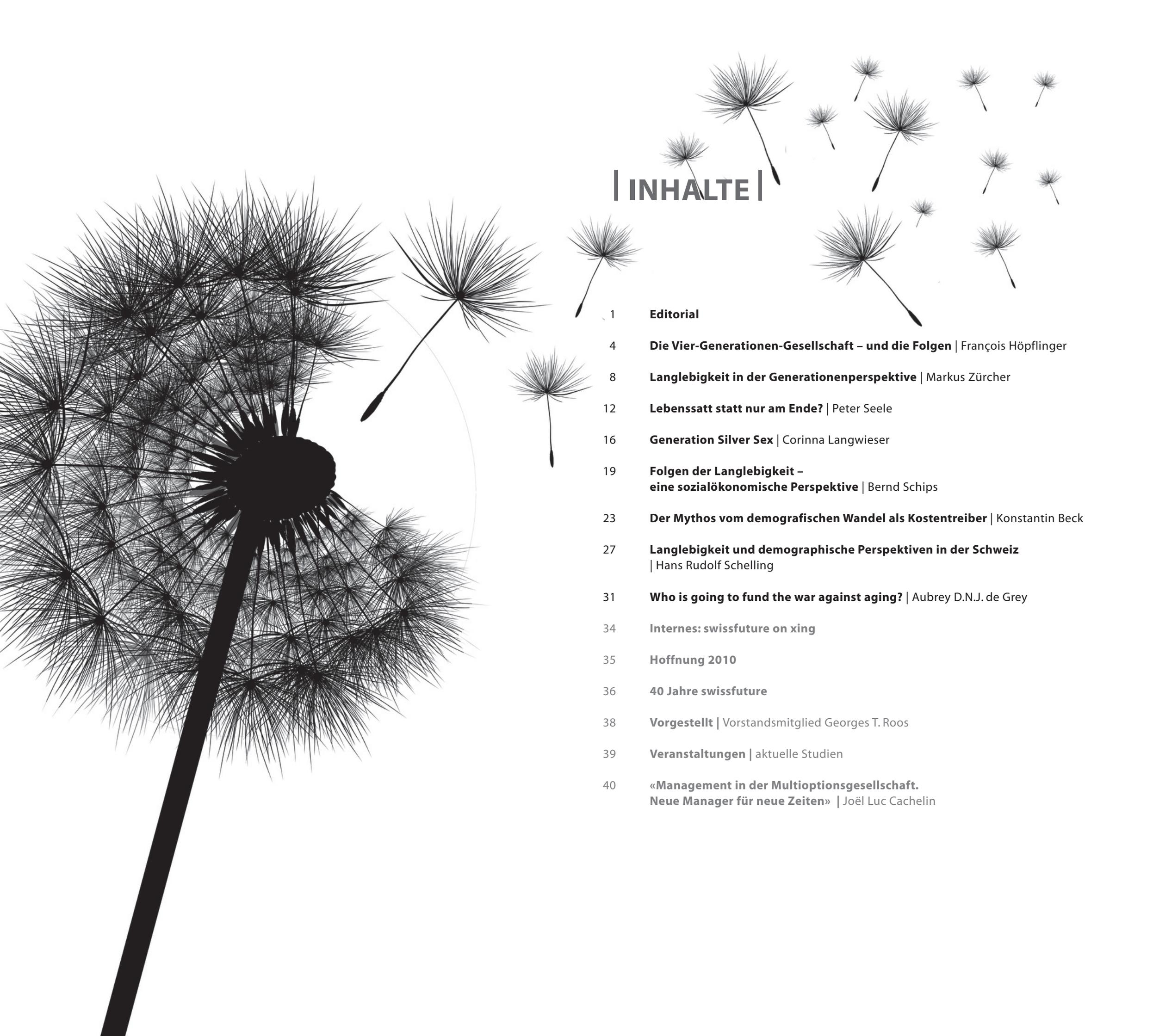
Andere Prognosen hören sich deutlich radikaler an: Der Biogerontologe Aubrey de Grey vertritt die radikale Prognose, dass in einigen Jahrzehnten ein unbeschränkt langes Leben möglich sein wird. Erforderlich hierzu sei die Ausschöpfung des bereits vorhandenen naturwissenschaftlichen Know-how sowie die Bereitschaft der Gesellschaft, in diesen Bereich zu investieren, wofür der Cambridge-Professor de Grey im Beitrag in diesem Bulletin plädiert. Versprechen hier die Wissenschaften transzendente Erlösungsutopien, die bis zum Übergang in die Moderne von der Religion monopolisiert wurden?

Das Thema Langlebigkeit polarisiert. Es wirft ökonomische, soziologische, politische und ethische Fragen auf – was uns dazu bewegt hat, es an unserer Jahrestagung am 17. September in Bern zu thematisieren. Für Bernd Schips, ehemaliger Direktor der Konjunkturforschungsstelle der ETH in Zürich, birgt die Langlebigkeit eine Gefahr fürs sozialökonomische Wachstum. «Das

Tempo des wissenschaftlichen Fortschritts lässt akkumuliertes Wissen in Zukunft noch schneller veralten und damit aus ökonomischer Sicht an Wert verlieren», sagt Schips am 17. September in Bern. Der Soziologe Markus Zürcher betont die sozialpolitische Dimension der Problematik. Die Herausforderung im 20. Jahrhundert, so Zürcher, war die Überwindung der Altersarmut – was erfolgreich verlaufen ist. «Im 21. Jahrhundert besteht die Herausforderung in der Gestaltung der Generationenbeziehungen und der Ausschöpfung ihrer Potenziale.»

Szenarien, die einen «Kampf der Altersklassen» beschreiben, sind zu einfach gebaut. Auch wenn die öffentliche Wahrnehmung das Alter immer noch als homogene Einheit beschreibt, ist dieses von einer hohen internen Heterogenität geprägt, die sich zum Beispiel nach monetären, kulturellen, gesundheitsspezifischen oder zahlreichen anderen Kategorien ausdifferenzieren lässt. Dies wird noch komplexer, wenn wir die Sichtweise auf die nationalstaatliche Einheit verlassen und die hohe soziale Mobilität moderner Gesellschaften mitreflektieren. Zu diesen und vielen anderen Reflexionen möchten wir Sie mit diesem Bulletin gerne ermuntern.

Francis Müller



| INHALTE |

- 1 **Editorial**
- 4 **Die Vier-Generationen-Gesellschaft – und die Folgen** | François Höpflinger
- 8 **Langlebigkeit in der Generationenperspektive** | Markus Zürcher
- 12 **Lebenssatt statt nur am Ende?** | Peter Seele
- 16 **Generation Silver Sex** | Corinna Langwieser
- 19 **Folgen der Langlebigkeit –
eine sozialökonomische Perspektive** | Bernd Schips
- 23 **Der Mythos vom demografischen Wandel als Kostentreiber** | Konstantin Beck
- 27 **Langlebigkeit und demographische Perspektiven in der Schweiz**
| Hans Rudolf Schelling
- 31 **Who is going to fund the war against aging?** | Aubrey D.N.J. de Grey
- 34 **Internes: swissfuture on xing**
- 35 **Hoffnung 2010**
- 36 **40 Jahre swissfuture**
- 38 **Vorgestellt** | Vorstandsmitglied Georges T. Roos
- 39 **Veranstaltungen** | aktuelle Studien
- 40 **«Management in der Multioptionengesellschaft.
Neue Manager für neue Zeiten»** | Joël Luc Cachelin

DIE VIER-GENERATIONEN-GESELLSCHAFT – UND DIE FOLGEN

Die Langlebigkeit führt zu einer Ausdifferenzierung der späteren Lebensphasen, wobei der Gesundheitszustand ein wichtiges Klassifikationsmerkmal ist. Eine weitere Folge der Langlebigkeit sind die Generationenbeziehungen. Der Autor liefert in diesem Text eine Klassifizierung in vier Altersphasen und beschreibt Beziehungen zwischen den Generationen.

François Höpflinger

Die erhöhte Lebenserwartung der älteren Bevölkerung haben zu einer zeitlichen Ausweitung der nachberuflichen Lebensphase geführt. Dadurch wurde die klassische Zweiteilung in Erwerbsbevölkerung und Altersrentner zu grob. In zunehmend mehr Diskussionen wird deshalb die «Altersbevölkerung» weiter aufgegliedert, oft mit behelfsmässigen Begriffen wie «junge Alte» (Senioren) gegenüber «alte Alte» (Betagte). Oft wird heute auch zwischen dem dritten und vierten Lebensalter differenziert, wobei das dritte Lebensalter vor allem jüngere Altersrentner anspricht, wogegen sich das vierte Lebensalter primär auf hochaltrige Menschen bezieht. Neben der Stellung im Arbeitsmarkt wird deshalb zunehmend auch der funktionale Gesundheitszustand als Klassifikationsmerkmal für spätere Lebensphasen eingesetzt. Daraus ergibt sich folgende Klassifikation von Phasen im Lebenslauf älter werdender Erwachsener:

Erste Altersphase: Noch erwerbstätige Senioren (50+)

Zwar sind Menschen in dieser Lebensphase noch erwerbstätig, aber der Übergang in die nachberufliche Phase zeichnet sich ab. Frühpensionierungen führen dazu, dass viele Arbeitnehmende schon vor 65 aus dem Erwerbsleben austreten oder ausgeschlossen werden (wobei der Trend zu Frühpensionierungen dazu beigetragen hat, dass Mitarbeitende schon mit 50/55 zu den älteren Arbeitnehmern gezählt werden). Vielfach vor dem Rentenalter erfolgt auch der Wegzug der Kinder sowie die Geburt erster Enkelkinder, und damit das Erleben einer ersten familialen Altersrolle als Grossmutter bzw.

Grossvater. Ebenfalls oft vor 65 erfolgt die Konfrontation mit dem Altwerden, der Pflegebedürftigkeit und dem Sterben der eigenen Eltern; alles Prozesse, die auch religiös-spirituell oft viel auslösen (die aber kirchlich kaum thematisiert werden). Da Menschen in dieser Lebensphase oft – wegen Erwachsenwerden der Kinder, aber auch dank Erbschaften – ein vergleichsweise hohes frei verfügbares Einkommen aufweisen, sind die noch erwerbstätigen Senioren (50+) eine wichtige Zielgruppe für Immobilien-, Bank- und Wellness-Angebote geworden. Umgekehrt führen Prozesse von Invaldisierung und Langzeitarbeitslosigkeit bei einigen Gruppen älterer Erwerbstätiger aber auch zu erhöhten Risiken gegen Berufsende, die sich negativ auf den Übergang in die nachberufliche Lebensphase auswirken.

Zweite Altersphase: Gesundes Rentenalter (Drittes Lebensalter)

Diese – sozialhistorisch relativ neue – Lebensphase ist durch eine Freisetzung von der Erwerbsarbeit und dank Ausbau der Altersvorsorge auch häufiger als früher durch eine relativ gute wirtschaftliche Absicherung gekennzeichnet. Dadurch können viele – wenn auch sicherlich nicht alle – Altersrentner und Altersrentnerinnen von einem relativ langen gesunden Alter profitieren, was es ihnen erlaubt, die erste Phase des Rentenalters autonom nach eigenen Bedürfnissen zu gestalten und zu geniessen. Diese Phase «später Freiheit» dauert naturgemäss unterschiedlich lange, und die Dauer des «dritten Lebensalters» ist beispielsweise von den vorhandenen finanziellen und psychischen Ressourcen sowie den körperlichen

Belastungen in früheren Lebensphasen abhängig. Gleichzeitig ist und bleibt das gesunde Rentenalter gesellschaftlich noch weitgehend unbestimmt und konturlos. Allerdings wird gegenwärtig immer stärker versucht, dieser Lebensphase durch neue Modelle eines aktiven, produktiven und kreativen Alters eine klare gesellschaftliche Kontur zu geben, auch um gesunde ältere Menschen gezielt in die gesellschaftliche Verantwortung einzubeziehen.

Dritte Altersphase: Lebensalter verstärkter Fragilisierung (Viertes Lebensalter)

Je nach früheren beruflich-biografischen Belastungen und familial-konstitutiven Faktoren treten altersbezogene Einschränkungen und Defizite früher oder später stärker hervor. Bei gesundheitsfördernder Lebensführung erhöhen sich die altersspezifischen Risiken, Defizite und funktionale Einschränkungen heute im allgemeinen vor allem nach dem 80. Altersjahr. Das fragilisierte Alter – früher auch gebrechliches Alter genannt – ist eine Lebensphase, in der gesundheitliche Beschwerden und funktionalen Einschränkungen ein selbstständiges Leben nicht verunmöglichen, es aber erschweren. Funktionale Einschränkungen – wie Hörverluste, Seheinsbussen, Gehschwierigkeiten, erhöhtes Sturzrisiko usw. – erzwingen eine Anpassung der Alltagsaktivitäten (wie Verzicht auf anstrengende Reisen oder Autofahren). Frauen und Männer im fragilen Lebensalter sind besonders auf eine gute Passung von Wohnumwelt und noch vorhandene Kompetenzen angewiesen, ebenso wie sie vermehrt auf externe Hilfe bei ausgewählten Tätigkeiten des Alltags angewiesen sind (z.B. beim Putzen, Einkaufen). Im fragilen Alter müssen – bei oft noch guten geistig-kognitiven Fähigkeiten – die Grenzen und Einschränkungen eines alternden Körpers bewältigt werden. Es ist in dieser Lebensphase, wo das psychische Wohlbefinden stark durch Faktoren der «mentalen Kraft» bestimmt ist.

Vierte Altersphase: Pflegebedürftigkeit und Lebensende

Diese Lebensphase ist durch gesundheitlich bedingte Abhängigkeit charakterisiert.

Selbstständiges Leben ist kaum mehr möglich, und Menschen sind in dieser Lebensphase selbst bei einfachen Alltagsaktivitäten auf die Hilfe anderer Menschen angewiesen. Es ist diese Lebensphase, welche meist angesprochen wird, wenn negative Stichworte zum Alter angeführt werden. Naturgemäss werden nicht alle alten Menschen gegen Lebensende pflegebedürftig, aber das Risiko von Pflegebedürftigkeit – und damit elementarer Abhängigkeit von anderen – steigt im hohen Alter deutlich an, oft kombiniert mit Multimorbidität. Im hohen Lebensalter steigt namentlich auch das Risiko hirnorganischer Erkrankungen rasch an, und mehr als ein Drittel der über 90-jährigen Menschen ist demenzerkrankt. Der Trend verläuft gegenwärtig in Richtung einer verstärkten Polarisierung von Pflegebedürftigkeit im (hohen) Alter: Neben einer grossen Zahl alter Menschen, die kurz vor ihrem Tod eine Phase der Pflegebedürftigkeit erfahren, zeigt sich auch eine steigende Zahl von langjährig pflegebedürftigen Menschen (etwa Alzheimer-Patienten ohne kardio-vasculäre Risiken).

Die Ausdifferenzierung unterschiedlicher Phasen des Alters in einer Gesellschaft oft langlebiger Menschen führt allmählich zur Entwicklung von zwei unterschiedlichen Alterskulturen, mit jeweils anderen sozialen Schwerpunkten und teilweise gegensätzlichen sozial-ethischen Herausforderungen.

Alterskultur für das dritte Lebensalter

Erstens entsteht nach und nach eine «Kultur für das dritte Lebensalter» (Seniorenalter, gesundes Rentenalter): Für gesunde, aktive und kompetente Frauen und Männer in der zweiten Lebenshälfte – und namentlich in der nachberuflichen Lebensphase – stehen Partizipation, Kompetenzerhalt und sozial sinnvolle Aktivitäten im Zentrum. Zu einer positiven Alterskultur in dieser Lebensphase gehören vielfältige Kontakte mit anderen Generationen, wie aber auch – zunehmend gefordert – die Pflicht, sich für andere Generationen einzusetzen. Eine positive und aktive Alterskultur des dritten Lebensalters wird immer mehr als eine zentrale Säule des Generationenvertrags in einer demogra-

phisch alternden Gesellschaft verstanden, da nur eine vermehrte soziale Nutzung der (wachsenden) Kompetenzen gesunder älterer Menschen eine Bewältigung der demographischen Herausforderungen erlaubt. Gleichzeitig stärkt eine positive Kompetenzkultur des Alters die soziale Integration älterer Menschen in ihrer nachberuflichen Lebensphase.

Alterskultur für das vierte Lebensalter

Zweitens kommt es zur weiteren institutionellen Verankerung einer «Alterskultur für das vierte Lebensalter» (fragiles Alter, Pflegebedürftigkeit, Lebensende). Bedeutsame – und traditionsreiche – Elemente dieser zweiten Alterskultur, die von einer verschlechterten Gewinn-Verlust-Bilanz des Lebens ausgeht, sind Solidarität, Unterstützung und Rücksichtnahme, aber auch die Anerkennung der Endlichkeit des Lebens. Es ist primär eine Solidaritäts- und Unterstützungskultur zugunsten abhängig gewordener alter Menschen, es ist aber auch eine Alterskultur, welche die Grenzen des Machbaren anerkennt. So formuliert wird deutlich, dass in einer Alterskultur für das vierte Lebensalter die normalen gesellschaftlichen Leistungsbegriffe disfunktional werden, und es ist in diesem Bereich, wo sich unweigerlich ethische Dilemmas öffnen, etwa zwischen Selbstständigkeitserhalt und Unterstützung, zwischen Sicherheit und Autonomie, zwischen medizinischen Interventionen und würdevollem Sterben usw.

Generationenbeziehungen

Die Gesellschaft entwickelt sich immer mehr zu einer Drei-Generationen-Gesellschaft und tendenziell sogar zu einer Vier-Generationen-Gesellschaft. Dank der verlängerten Lebenserwartung überschneiden sich die Lebensspannen von zwei oder drei Generationen einer Familie, namentlich der weiblichen Mitglieder, immer stärker. Eindeutig positiv einzuschätzen ist, dass sich das Risiko von Kindern, den Tod eines Elternteils zu erleben, deutlich reduziert hat. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts erlitt fast ein Fünftel der Kinder vor dem 15. Lebensjahr den Tod zumindest eines Elternteils. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts betrifft dies weniger als 4

Prozent der Kinder. Auch im Jugendalter und jungen Erwachsenenalter haben heutige Menschen mehrheitlich beide Eltern. Während 1900 nur um die Hälfte der 25-Jährigen noch beide Eltern besaßen, sind dies heute um die neunzig Prozent. Das Absterben der Elterngeneration – häufig zuerst des Vaters – erfolgt gegenwärtig erst im mittleren Lebensalter. Gut sechzig Prozent der 40-Jährigen haben heute noch beide Eltern, und nur gut vier Prozent haben keine Eltern mehr (im Gegensatz zu über vierzig Prozent hundert Jahre früher). Der Verlust des letzten Elternteils erfolgt heute primär zwischen dem 45. und 60. Lebensjahr. Damit gehört die Beziehung zwischen (erwachsenen) Kindern und Eltern heute zu den langfristigen Generationenbeziehungen.

Historisch neu ist auch die Tatsache, dass mehr erwachsene Kinder das allmähliche Altern der eigenen Eltern erleben, wobei das Altern der eigenen Eltern ein durchaus ambivalent erlebtes Normalereignis darstellen kann: Das Altern der Eltern ist einerseits ein Ereignis, das sich der Kontrolle und Verantwortlichkeit der inzwischen erwachsen gewordenen Töchter und Söhne entzieht. Andererseits erzeugt es aber eine hohe direkte wie indirekte persönliche Betroffenheit, weil damit das eigene Altern sozusagen vorgezeichnet wird. Das Altern der Eltern ist für die nachkommende Generation sozusagen der Schatten der eigenen Zukunft, und zwar im positiven wie im negativen Sinne. Ein geglücktes und glückliches Altern der eigenen Eltern stärkt die Hoffnungen auf ein gleichermassen erfolgreiches Altern. Ein unglückliches oder durch körperlich-geistige Pflegebedürftigkeit beschwertes Altern von Mutter oder Vater kann entsprechende Ängste vor dem eigenen Alter hervorrufen, aber auch den Wunsch und das Bestreben, sein eigenes Alter anders vorzubereiten und zu gestalten, als dies bei den eigenen Eltern beobachtet wurde.

Grosseltern und Enkelkinder

Auch die gemeinsame Lebensspanne von Grosseltern und Enkelkindern hat sich ausgeweitet. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war von vier biologischen Grosseltern kurz

nach der Geburt eines Kindes durchschnittlich nur noch die Hälfte vorhanden, und zwischen dem 10. und 15. Lebensjahr der Enkelkinder sank ihre Zahl auf unter eine Person. Mehr als ein Fünftel der 10-jährigen Kinder hatte damals schon alle Grosseltern verloren, und im Teenager-Alter (15-jährig) hatte nahezu die Hälfte keine Grosseltern mehr. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts hat sich die Situation grundlegend geändert: Bis zum Alter von 10 Jahren leben durchschnittlich gut drei von vier biologischen Grosseltern. Einzig die heute hohen Geburtenabstände – als Folge einer spät einsetzenden Familiengründung – führen als Gegentrend dazu, dass sich nicht noch höhere Werte gemeinsamer Lebensspanne ergeben. Kinder und Teenager vermögen heute – im Gegensatz zu früher – mehrheitlich von oft aktiven und gesunden Grosseltern zu profitieren. Zumindest das soziodemografische Potenzial für intergenerative Beziehungen ist während der gesamten Kindheit und Adoleszenz intakt. Damit sind vertiefte Drei-Generationen-Beziehungen (z.B. enge Kontakte zwischen Enkelkindern und ihren Grosseltern) – früher aus demographischen Gründen relativ selten – erst möglich geworden.



Prof. Dr. François Höpflinger

(*1948) ist seit 1994 Titularprofessor für Soziologie an der Universität Zürich. Seine Forschungsschwerpunkte sind Altersforschung (Sozialgerontologie), Familiensoziologie, Generationenfragen und Bevölkerungsentwicklung (Demografie).
Internet: www.hoepflinger.com

Literatur

Bundesamt für Statistik (2009): Die Zukunft der Langlebigkeit in der Schweiz, Neuchâtel: BFS.

Höpflinger, François; Hummel, Cornelia; Hugentobler, Valérie (2006): Enkelkinder und ihre Grosseltern. Intergenerationelle Beziehungen im Wandel, Zürich: Seismo.

Höpflinger, François (2008): Die zweite Lebenshälfte – Lebensperiode im Wandel, in: Andreas Huber (Hrsg.) Neues Wohnen in der zweiten Lebenshälfte, ETH-Wohnforum, Edition Wohnen 2, Birkhäuser. Basel: 31-42.

Perrig-Chiello, Pasqualina; Höpflinger, François; Suter, Christian (2008): Generationen – Strukturen und Beziehungen. Generationenbericht Schweiz, Zürich: Seismo-Verlag.



LANGLEBIGKEIT IN DER GENERATIONENPERSPEKTIVE

Wir leben heute länger, altern sozial jedoch früher. Dieses Phänomen steht insbesondere im Zusammenhang mit der Erwerbstätigkeit – Stichwörter sind Frühpensionierung und demografische Alterung. Der Autor zeigt Trends und sozial bedingte Missstände auf. Er liefert gleichzeitig Anregungen zur Bewältigung dieser Probleme.

Markus Zürcher

Die Langlebigkeit ist kein neues Phänomen, was schon die Redensart «biblisches Alter» zeigt. Schon immer wurden Menschen in allen Zeiten alt oder sehr alt; neu ist bloss, dass dies nun massenweise geschieht. Untersuchungen zeigen jedoch, dass Menschen aus den unteren sozialen Schichten eine deutlich tiefere Lebenserwartung haben. Vieles deutet darauf hin, dass sozialer Erfolg und Anerkennung die zentrale Rolle spielt: je tiefer die Position auf der Statusleiter, desto niedriger ist die Chance auf ein gesundes und langes Leben.

Langlebigkeit: Fluch oder Segen?

Dieser Zusammenhang bestätigt, was in Märchen und Religion bezeugt wird: «und sie hatten ein glückliches und langes Leben». Ein hohes Alter ist Ausdruck eines glücklichen und erfolgreichen Lebens und bis heute dient ja die Lebenserwartung als zuverlässiger Indikator für die Wohlfahrt und die Lebensqualität eines Landes. Einerseits wünschen wir uns ein langes Leben; andererseits fürchten wir die damit einhergehenden Krankheiten und Einschränkungen. In der Gesellschaft sind zwei Vorstellungen des Alterungsprozesses wirksam: Einerseits Abbau, andererseits eine Verlagerung der Kompetenzen. Im Zeichen des so genannten Anti-Aging und Jugendwahn dominiert heute die erste Wahrnehmung: Zerfall und Abbau. Der Gesundheitszustand der Bevölkerung im Rentenalter verbessert sich aber nahezu von Jahrgang zu Jahrgang. 65-jährige Frauen und Männer können damit rechnen, mehr als drei Viertel ihrer verbleibenden Lebenszeit ohne massive Behinderung zu verbringen. Schwere körperliche Beeinträchtigungen treten erst nach dem 85. Lebensjahr signifikant auf.

Langlebigkeit als sozial gestaltetes Phänomen

Von welchem Alter sprechen wir eigentlich?

Es ist zu unterscheiden zwischen

- dem kalendarischen Alter (Jahrgang),
- der biologischen Alterung,
- dem sozialen Alter. Unter dem sozialen Altern kann die Gesamtheit der sozialen Bedingungen und Einflüsse verstanden werden, die Menschen altern oder sozial alt erscheinen lassen,
- und schliesslich dem institutionellen oder administrativen Alter, also all den politischen Vorgaben, die uns sagen, dass wir 18 sein müssen, um einen Führerschein zu erhalten oder eben 65, um in den Ruhestand zu treten.

Das kalendarische Alter korreliert bloss in den ersten Jahren nach der Geburt mit dem Lebens- und Entwicklungsverlauf. Danach werden die sozialen und individuellen Unterschiede zu gross. Der Zusammenhang zwischen dem kalendarischen Alter und der biologischen Alterung nimmt ab, der Einfluss des sozialen Alterns auf die biologische Alterung hingegen nimmt zu (Behrens 2006: 429). Die soziale Alterung über die letzten zwei Jahrzehnte weist folgende Tendenz aus: Wir leben länger, altern aber sozial schneller. Die Arbeitswelt verjüngt sich, weil das soziale Alter und die politische Gestaltung der Arbeit einen entscheidenden Einfluss auf die effektive Verweildauer im Erwerbsprozess haben und dieser verkürzt sich, obwohl wir länger leben. Je höher die Qualifikation und je besser entlohnt eine Tätigkeit ist, desto höher liegt die Altersgrenze. Was höher Qualifizierten den Verbleib im Arbeitsprozess ermöglicht, sind in erster Linie horizontale und vertikale Karrieren, die ihnen entspre-

chende Tätigkeitswechsel ermöglichen. Bei schlecht Qualifizierten im Arbeitsprozess fehlt diese Perspektive. Die Dauer der Erwerbstätigkeit ist also sozial bedingt.

Erzwungene Frühpensionierung

Für die Begrenzung der Tätigkeitsdauer sind biologisch fassbare Alterungsprozesse nahezu irrelevant. Selbstverständlich wandelt sich die biologisch determinierte Leistungsfähigkeit im Lebensverlauf stetig. Entscheidend ist, ob die Arbeitsorganisation darauf ausgerichtet ist, die Tätigkeiten dieser geänderten Qualität anzupassen oder nicht. Was Menschen im Arbeitsprozess vorzeitig altern lässt, sind:

- virtuose Spezialisierungen, die in qualifikatorische Sackgassen führen und ein rasches Veralten der Kompetenzen nach sich ziehen,
- fehlende allgemeine Qualifikationen, die den Tätigkeitswechsel erschweren und
- fehlende Laufbahnperspektiven, da die lange Verweildauer in derselben Tätigkeit in einem Arbeitssystem, das Karriere erwartet, die Betroffenen moralisch verschleisst: sie werden entmutigt und sind die ersten, die bei Reorganisationen für die Fehler der Vergangenheit verantwortlich gemacht werden.

Was ganze Betriebe altern lässt, ist die fehlende altersmässige Durchmischung. Mangelnde Fluktuation verursacht die gegenwärtig massiven Abgänge im öffentlichen Dienst. Mit der demographischen Entwicklung hat dieses Phänomen nichts zu tun. Was uns indes besonders früh «alt» aussehen lässt, ist der ungebrochene Trend zur Frühpensionierung. Dass dies oftmals nicht freiwillig geschieht, zeigen etwa die Ergebnisse der Schweizerischen Arbeitskräfteerhebung 2005. 50 Prozent der Befragten gaben an, dass sie wegen betriebsinternen Umstrukturierungen, Krankheit oder einem zu hohen Alter für den Job die Frühpension angetreten haben. Durch eine andere Arbeitsorganisation, horizontale und vertikale Karrieren, Mischarbeitsplätze und gemischte Altersstrukturen kämen Frühpensionierungen gar nicht erst in dieser Masse auf. Unternehmen sind überdies einem dreifachen Alterungsprozess unterworfen: Das

Personal, die Produkte und die Kunden altern. Der «alte» Kunde will die ihm lieb gewordenen «alten» Produkte und dies unter Beratung durch einen «alten» Mitarbeiter. Für die Arbeitswelt wie das soziale Sicherungssystem ist schliesslich das institutionelle bzw. administrative Alter, insbesondere das AHV-Regelalter von Relevanz. Die nach Position unterschiedlich rasche, soziale und biologische Alterung legt ein sozial differenziertes Ruhestandsalter nahe. Es müsste sich also an der Lebenserwartung orientieren. Das kalendarische Alter, das Geschlecht, die Hautfarbe oder die Ethnie dürften in der Moderne keine Rolle spielen, zumal Menschen nur nach ihren Leistungen beurteilt werden sollten.

Lebensarbeitszeit nicht weiter verkürzen

Bereits heute geht ein Drittel früher in die Pension und ein Drittel setzt seine Erwerbstätigkeit fort. Zwei Drittel haben das AHV-Alter also bereits flexibilisiert. Das Gebot der Stunde ist nicht, die Lebensarbeitszeit zu verlängern, sondern diese nicht weiter zu verkürzen. Überhaupt ist eine möglichst lange, ununterbrochene Integration in den Arbeitsprozess für die soziale Sicherung fundamental. Jene, die in jungen Jahren aus dem Erwerbsleben ausscheiden, belasten auch die Alterssicherung; und damit sind wir bei der eigentlichen Herausforderung: Das heutige Alterssicherungssystem – AHV und Pensionskassen – orientiert sich am männlichen Haupterwerber aus der Zeit zwischen 1945 und 1975. Jene Generationen stehen heute im Ruhestand oder treten diesen sukzessiv an. Keine Generation vor ihnen hat ihren Ruhestand in materieller Hinsicht so gut angetreten. Seit 1975 hat sich diese Situation grundlegend verändert: Arbeitslosigkeit, anders motivierte längere Erwerbsunterbrüche sind keine Randphänomene mehr und schon gar nicht Teilzeitarbeit und die Erwerbstätigkeit von Frauen. Damit ist auch gesagt, dass uns nicht die Alterssicherung von heute, sondern jene von morgen herausfordert.

Dieser wirtschaftlich-gesellschaftliche Wandel geht nun auch mit einem bedeutsamen demographischen Wandel einher: Auf

die in der heutigen Bevölkerung besonders stark vertretenen Babyboom-Jahrgänge 1940 bis 1970 folgen ab 1975 geburtenschwache Jahrgänge. Diese beiden Gruppen werden sich in den nächsten dreissig Jahren gegenüberstehen: Die geburtenstarken Jahrgänge im Pensionsalter und die geburtenschwachen Jahrgänge im Erwerbsalter. Gemäss dem Trendszenario des Bundesamtes für Statistik wird sich das Verhältnis zwischen Personen im Erwerbsalter und im Pensionsalter von heute 4:1 bis 2035 auf 2:1 nahezu halbieren.

Frauen im Dilemma: Erwerbstätigkeit oder Familie?

Damit sind wir bei der Diskussion um die beschleunigte demographische Alterung angelangt, das nur in der Generationenperspektive diskutiert werden kann. Nicht die steigende Lebenserwartung ist die Hauptursache für die beschleunigte demographische Alterung, sondern die abnehmende Geburtenrate (gegenwärtig knapp 1,5 Kinder pro Frau). Das für den Generationenerhalt notwendige Ersatzniveau von 2,1 wird indes heute in keinem EU-Staat erreicht. Langlebigkeit führt nur dann zu einer demographischen Alterung, wenn die nachwachsenden Generationen nicht genügend stark besetzt sind und dies ist gegenwärtig der Fall.

Was lässt sich tun? Es gilt einmal, dass Erwerbspotenzial auszuschöpfen, insbesondere jenes der Frauen. Hier muss man die Vereinbarkeit von Familie und Erwerbstätigkeit erhöhen. Der Vergleich zwischen den EU-Ländern zeigt: In Spanien und Italien, wo die Erwerbsquote der Frauen gering ist, werden die wenigsten Kinder geboren. In den Ländern, in denen die Erwerbstätigkeit der Mütter am höchsten ist, wie etwa in Schweden und Finnland, ist die Kinderzahl pro Frau die höchste. Wie aus dem Familienbericht 2004 hervorgeht, wünschen sich die Frauen zwei bis drei Kinder und damit würde die für den Generationenerhalt notwendige Zahl von 2,1 Kindern pro Frau erreicht. Die Familiengründung wird jedoch wegen des Bildungs- und Erwerbssystems aufgeschoben, bis es dann eben biologisch zu spät ist. Wir haben ein strukturelles Problem: Es ist

die mangelnde Vereinbarkeit von Familie und Arbeit. Die für die Generativität, die Reproduktion und Sozialisation zentrale Institution ist die Familie. Die Familie beeinflusst über die Reproduktionsquote den Altersaufbau, die Erwerbsbeteiligung von Männern und Frauen und damit die Wirtschaft sowie das soziale Sicherungssystem. Familienpolitik in dieser Weise als Generationenpolitik gedacht ist ein zentraler Bereich der Gesellschaftspolitik und sollte ein zentraler Impulsgeber für die Arbeitsmarkt- und Wirtschaftspolitik sein. Ausserdem sind Generationenbeziehungen unkündbar: Vater, Mutter, Sohn und Tochter bleibt man ein Leben lang. Generationenbeziehungen haben sowohl positive wie negative Effekte.

Wer finanziert wen? Die Jungen die Alten? Oder umgekehrt?

Ein bekannter negativer Effekt ist, dass über die Sozialisation die soziale Ungleichheit perpetuiert wird. Für uns von Interesse ist die materielle Vererbung, weil diese auch etwas über die Geldtransfers zwischen alt und jung aussagt. Weil über die letzten Jahrzehnte in der Schweiz keine Vermögensvernichtungen (Kriege, ökonomischer Zusammenbruch, etc.) stattgefunden haben, ist die Erbmasse im internationalen Vergleich ausserordentlich hoch. Im Jahre 2000 wurden schätzungsweise 28,5 Milliarden Franken vererbt, was 6,8 Prozent des BIP entspricht. Insgesamt erben Haushalte in der Schweiz mehr als sie selber ersparen. Die Erbsummen sind höchst ungleich verteilt und verstärken die soziale Ungleichheit. Die Geldströme gehen also von den Alten zu den Jungen und nicht umgekehrt. Wenn wir uns auf die öffentlichen Ausgaben beschränken, erhält ein Kind, über sein ganzes zukünftiges Leben gerechnet, heute deutlich mehr Leistungen vom Staat, als es an ihn mit all seinen Steuern und Abgaben bezahlt. Daran ist auch nichts krumm, es ist eine Investition in die Zukunft, die erfolgt, weil wir davon ausgehen, dass die Kinder von heute dasselbe für die Kinder von morgen tun werden. Der im letzten Jahr publizierte Generationenbericht bezeugt eine eindruckliche Solidarität zwischen den Generationen im Familienverbund.

Abschliessend fasse ich meine Aussagen wie folgt zusammen:

1. Die Finanzierung der Altersvorsorge ist nicht das Problem der über 65-jährigen von heute, sondern allenfalls das Problem der Pensionierten von morgen und übermorgen.
2. Unser soziales Sicherungssystem wird nicht durch die Langlebigkeit herausgefordert, sondern durch die Veränderungen in der Lebensführung. Es muss folglich an die gewandelten Lebensformen angepasst werden.
3. Anpassung bedeutet Einbezug der Frauen, insbesondere der Reproduktion, bedeutet Familienpolitik als Generationenpolitik und Gesellschaftspolitik.
4. Entscheidend ist, dass es gelingt, alle, Junge und Alte, Männer und Frauen, Schwache und Starke möglichst lange und über das ganze Leben in den Erwerbsprozess einzubeziehen; hier sind Wirtschaft und die Politik gefordert.
5. Wir müssen von der Umverteilungsfrage wegkommen und die Gestaltung der ambivalenten Generationenbeziehungen in Angriff nehmen.

War die Altersarmut die erfolgreich bewältigte Herausforderung des 20. Jahrhunderts, so ist die Gestaltung der Generationenbeziehungen, die Ausschöpfung ihrer Potenziale die Herausforderung des 21. Jahrhunderts – die Wertschätzung spielt dabei eine zentrale Rolle.



Dr. Markus Zürcher

(*1961) studierte Schweizer Geschichte, Ökonomie und Soziologie an der Universität Bern. An der Universität Bern promovierte er 1994 unter der Leitung von Prof. C. Honegger in Geschichte. Seit 2002 ist er Generalsekretär für die Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften. Im November 2006 wurde er zum Vorsitzenden der Geschäftsleitung der neu gegründeten Akademien der Wissenschaften Schweiz ernannt. Lehraufträge für Soziologie und für Geschichte der Sozialwissenschaften nimmt er an den Universitäten Freiburg und Bern wahr. Seine Interessensgebiete sind Wissenschaftsgeschichte, Forschungspolitik und New Public Management.

Foto: Christine Strub

Literatur

Behrens, Johann (2006): Altern und Alterung: Soziodemografische Folgen betrieblicher Strategien, in: Swiss Journal of Sociology, 32 (3).

Bundesamt für Sozialversicherungen: Familienbericht 2004, Bern 2004.

Bundesamt für Statistik: SAKE 2005, Neuchâtel 2005.

Bundesamt für Sozialversicherungen: Die wirtschaftliche Situation von Erwerbstätigen und Personen im Ruhestand, Bern 2008.

Güntner, Joachim (2003): Wer kämpft wofür? Soziologie der Generationen – ein Zwischenbericht, in: NZZ, Nr. 147, 28./29. Juni 2003; S.61.

Hondrich, Karl Otto (2006): Der Fall der Geburtenrate – ein Glücksfall, in: NZZ, Nr. 174, 29./30. 2006; S.27.

Hummel, Cornelia (2006): Le senior, la science et le marché. Un point de vue sur le vieillissement différentiel selon l'origine sociale, in: Swiss Journal of Sociology, 32 (3), 2006.

Kaufmann, Franz-Xaver (2006): Wenn der Nachwuchs ausbleibt und die Gesellschaft schrumpft, in: NZZ, Nr. 222, 25.9.2006, S.25.

Meier-Rust, Kathrin (2005): Preisträger leben länger, in: NZZ am Sonntag, 8. Mai 2005, S.75.

Perrig-Chiello, Pasqualina et al (2008): Generationen – Strukturen und Beziehungen. Generationenbericht Schweiz.

Sozialbericht Schweiz 2000, 2004 und 2008.



LEBENSATT STATT NUR AM ENDE?

Die Autoren liefern ausgewählte, religiöse Positionen zur ethischen Frage nach Dauer und Güte menschlichen Lebens. Am Beispiel der abrahamitischen und der hinduistischen Religion wird das Verständnis des Lebens und seiner Begrenztheit aufgezeigt. Allen vier Religionen gemein ist die Auffassung, dass im Alter eine Hinwendung zum Überweltlichen stattfindet.

Katrin Seele, Peter Seele

Je länger desto besser?

Die grundlegende Frage zur neuen Langlebigkeit – oder vielleicht treffender im Komparativ: Längerlebigkeit – lautet: Ist die Qualität des Lebens seine Quantität? Gilt daher: Je länger desto besser? Ein beispielhafter Blick auf die christliche wie hinduistische Tradition zeigt Antworten auf, die eine Qualität ohne die strikte Fixierung auf Quantität behaupten, wie sie in den gegenwärtigen Debatten um Ressourcenallokation, Pensionseintrittsalter und Lifestyle durchscheinen. «Lebensatt» und in «gesegnetem Alter» etwa starb Abraham, gemeinsamer Stammesvater der abrahamitischen Religionen Judentum, Christentum und Islam. Im Hinduismus steht in der vierten und letzten Phase des Menschenalters Samnyasa¹, die Enthaltensamkeit, die Moksha, Erlösung, ins Zentrum der Aufmerksamkeit des alten Menschen rückt.

Ganz anders wird das Alter in der heutigen, religiös mitunter weniger musikalischen Zeit behandelt: In Marktforschung und Milieustudien finden wir eine Vielzahl neuer Begriffe für die nunmehr erste Generation der Langlebigen – also denjenigen, die ihren in ihrer Jugend erlernten Begriff vom Alter am eigenen Leib als veraltet erfahren und das (alte) Alter gar als Fremdzuschreibung von sich weisen. «Neue Alte», «Junge Alte», «Best Agers», «Golden Agers», «Silver Surfers» oder «Happy Enders» lauten einige modernistische Zuschreibungen. Auffallend an den Begriffen ist die qualitative Aufwertung des Alters hin zur «vita activa» der Jugend und ihrer unbeschwertten Dynamik. Die «vita contemplativa», das besinnliche Leben im Schatten der grossen Frage «Wo gehen wir hin?» wurde ersetzt durch das affirmative Bekenntnis zur Fitness, zum Abenteuer, zur Körperlichkeit oder zur Herausforderung und

neuen Taten. In beinahe pubertärem Trotz wird ein Gang hochgeschaltet, so dass das Alter mehr Beschleunigungsstreifen denn Ausfahrt wird oder sein soll.

Vielleicht – und anders als es die Marketingstrategen den hinzugewonnenen Konsumenten glauben machen wollen – geht es im Zuge der Längerlebigkeit weniger um die Abschaffung oder Transformation des Alters, sondern vielmehr um die Verschiebung eines Schwellenwertes menschlicher Lebenstätigkeit und ihrer epochalen Zuschreibung in Kindheit, Jugend, Erwachsenenleben und Alter. Das «Alte Eisen» wird daher später alt. Ob das Ende dabei «happy» wird, wenn sich die Lebensdauer verlängert, ist in der Beschönigung der Längerlebigkeit vielleicht über das Ziel hinausgeschossen, doch die positiv-affirmative Haltung und das neue Selbstbewusstsein der aktiven Junggebliebenen zeugen von einem veränderten Qualitätsverständnis und gelegentlich von der Entkoppelung generationeller Zugehörigkeit und sozialer Kohäsion.

Im Folgenden zeigen wir Antworten zur Begrenztheit des kreatürlichen Lebens aus der Sicht der Religion und prüfen deren Aktualität und Angemessenheit für sich verschiebende Altersgrenzen und ihrer gesellschaftlichen, demographischen und ökonomischen Herausforderungen.

Lebensatt und voll an Jahren – die abrahamitische Position

In den abrahamitischen Religionen Judentum, Christentum und Islam wird das Leben grundsätzlich als begrenzt und vergänglich verstanden. Darin wird allerdings kein Mangel des Lebens an sich gesehen. Im Alten Testament heisst es zum Lebensende

Abrahams, dem Gott bereits zu Lebzeiten einen friedlichen Übergang zu seinen Vätern ankündigte (Gen 15,15), dass «der Herr» ihn mit allem gesegnet hatte (Gen 24,1) und «er starb in hohem Alter, betagt und lebensatt, und wurde mit seinen Vorfahren vereint» (Gen 25,8). Die Formulierung «lebensatt», die nicht mit «lebensmüde» zu verwechseln ist, zeugt von einem guten Zeitpunkt, der durch das Mass von Leben und Erreichtem im «Land der Lebendigen», wie die Erde auch heisst (Jer 11,19), gekennzeichnet ist. Das hebräische male hayyamin bedeutet «voll an Jahren» – anders als die deutsche Übersetzung von «lebensatt». Auch in der «guten Schöpfung» gehört die Sterblichkeit zum menschlichen Leben. Der Wunsch hingegen, den Bedingungen der Vergänglichkeit zu entgehen und ewige Jugend zu erleben, entstammt – so weiter in der Bibel – dem Wahn des von der Sünde verblendeten Menschen (Gen 3,22). Auch über Abrahams Sohn Isaak lesen wir, dass er alt und lebensatt verschied (Gen 35,29) und ebenfalls «Knecht» Hiob, nachdem er all die Mühen und Beschwerden der unzähligen Prüfungen hat über sich ergehen lassen und an seinem Glauben stets festhielt, starb «alt und lebensatt» (Hiob 42,16).

Die bemerkenswerte Botschaft des Kompositums «lebensatt» besteht in der Verschränkung von Qualität und Quantität, ohne die Quantität zur Leitkategorie zu erheben, wie dies versicherungsmathematisch und allokatonspolitisch der Fall geworden ist. «Satt» bezeichnet einerseits einen dauerunabhängigen Zustand der Fülle und andererseits den steigerungsunwürdigen Endpunkt eines nicht-mehr. So gesehen ist «lebensatt» die qualitative Erfüllung einer ausgedehnten Strecke, deren weitere Verlängerung nicht angestrebt ist. Wann allerdings der Zustand der Sättigung eingetreten ist ohne gleichsam in die Völlerei zu verfallen oder zu früh zur Unzeit zu sterben, ist im biblischen Sinne ein «Geschenk Gottes» (Ps 21,5), das im allgemeinen denjenigen zuteil wird, die nach Gottes Willen leben (Hiob 36,11, Spr. 3,1f). Das Glück der richtigen Zeit, des richtigen Zeitpunktes wird so zur ethisch-normativen Kategorie. Dies wird deutlich, wenn etwa die

Gottlosen «bei guten Tagen» alt werden (Hiob 21,7-13) und dies für die Frommen, Gottesfürchtigen zur Ungerechtigkeit wird.

Dem Alter und hier insbesondere dem Greisenalter gebührt die Frucht des ganzen Lebens als erfahrungsreiche Weisheit der Alten (Ps 37,25). Doch dieser Anspruch auf altersbedingte, weise Überlegenheit ist nicht garantiert. Vielmehr kann Gott auch den Verstand der Alten fortnehmen (Hiob 12,20), und die Alten werden dem Spott preisgegeben.

Das punktuelle, im Begriff «lebensatt» zum Ausdruck gebrachte Gleichgewicht vom Erreichen des Endes und dem Ende selber ist im Christentum als Geschenk Gottes zu sehen, das im augustinischen Sinne als Gnadenakt mit dem natürlichen Schmuck des grauen Haares (Spr. 16,31) gewährt wird, und das sich durch gottgefälliges Leben schon seit der Jugend (Ps 119,100) begünstigen lässt.

Wichtig für die Frage nach der Langlebigkeit heute ist das Umfeld dieses letzten Lebensabschnitts, der auch nicht durch einen medizinischen Fortschritt und vertragsbasierte Wohlstandsinstitutionen aufgehoben werden kann. In den beschönigenden Begriffen wie «Junge Alte» oder «Happy Enders» wird das Umfeld zugunsten einer aktiven, jungen, dynamischen Lebensführung ausgeblendet. Doch sowohl Abraham als auch Hiob werden «zu ihren Ahnen versammelt» (Gen 25,8-10). Die Langlebigkeit reicht hier weit hinaus über das irdische Leben abseits aller irdischen Allokationsfragen. Doch auch in anderen Religionen wird die Frage nach dem «Wo gehen wir hin?» nicht mit der Erbschaftsverteilung beantwortet, sondern eröffnet einen Blick in die ewige Wiederkehr, wie wir sie etwa in der Auffassung von Alter und Tod bei den Hindus finden können.

Lebensphasen und die Qualität der Lebenslänge im Hinduismus

Im Hinduismus wird angenommen, dass die gesamte Existenz dem Dharma unterliegt. Dharma lässt sich übersetzen als kosmisches Gesetz, dem der Weltenlauf und das Leben der Kreaturen unterliegen. Dharma schreibt

auch – ähnlich einer Ethik – vor, wie man sich verhalten soll. Es gibt im Hinduismus nur wenige allgemeingültige moralische Regeln. Vielmehr ist die Frage, was gut und geboten ist, situativ zu beantworten. Die Pflichten gliedern sich dabei nach gesellschaftlichem Status (varna-dharma, oft mit «Kaste» übersetzt) und Lebensalter bzw. Lebensphase (asrama-dharma), von denen jede im Idealfall 25 Jahre andauert. Jede Lebensphase hat ihren eigenen Dharma. Eine differenzierte Schilderung der vier Lebensphasen findet sich in der Manusmṛti, dem Gesetzbuch des Manu, einem hinduistischen Text, der zwischen 200 v. Chr. und 200 n. Chr. entstanden ist. Demnach durchläuft der Mensch (in erster Linie adressiert die Manusmṛti Angehörige der drei höheren Kasten) die Lebensphasen Brahmacharya (Schülerschaft), Grihastha (Hausvater), Vanaprastha (Waldeinsiedler) und Samnyasa (Entsagung).

Für die Frage nach der Lang- und Längerlebigkeit sind vor allem die letzten beiden Lebensphasen interessant, denn hier ist das irdische Werk eines Menschen (Studium, Familiengründung und –versorgung) vorüber und die Verpflichtungen des Menschen lassen nach: die Kinder können selbst für sich sorgen, haben vielleicht schon eigene Kinder, kümmern sich um Haus und Hof, in denen die ältere Generation zwar in aller Regel noch wohnt, jedoch von den täglichen Pflichten mehr und mehr entbunden ist. Eine neue, dritte Lebensphase kündigt sich an: «Wenn die Haut Falten wirft und das Haar ergraut und die Enkelkinder geboren sind, so mag man sich in den Wald zurückziehen», heisst es etwa in Manusmṛti VI, 2. Während des Lebens im Wald (allein oder mit Ehefrau (VI, 3) – die Manusmṛti adressiert Männer), soll der Einsiedler bestimmte Lebensregeln befolgen: er soll lediglich das heilige Hausfeuer sowie Utensilien für das Hausopfer mit sich nehmen. Seine Aufgaben in dieser dritten Lebensphase sind die Kontrolle seiner Sinne sowie das Verrichten von Opfern für die Götter und das Geben von Almosen. Er soll nur eine Haut oder Lumpen als Kleidung tragen (VI, 6). Permanent soll er die Veden rezitieren. Jegliche Härte soll er mit Gleichmut ertragen, freund-

lich zu allen Lebewesen sein, geistesgegenwärtig und liberal. Er soll keine Geschenke annehmen (VI, 8). Ernähren soll er sich von wild wachsendem Gemüse, Blüten, Wurzeln und Früchten sowie von Ölen, die er aus Waldfrüchten extrahieren kann (VI, 13). Honig, Fleisch und Pilze sowie jegliche Produkte aus dörflichem Ackerbau dagegen darf er nicht essen (VI, 14).

Der Alternde soll sich strikt der Witterung aussetzen: Im Sommer soll er die Hitze suchen, während der Regenzeit unter offenem Himmel leben und sich im Winter sogar mit nasser Kleidung einkleiden, damit er nach und nach die Härte der Entbeh-rungen steigert (VI, 23). Mehr und mehr soll der Alternde verzichten, immer weniger essen und immer genügsamer werden, bis sein Körper schwach zu Boden sinkt (VI, 31). Auf diese Art und Weise, so verspricht die Manusmṛti und so lässt sich die drakonisch anmutende Aussonderung aus der Gemeinschaft erklären, wird er von Sorge und Furcht befreit (VI, 32). Mit dem Verzicht auf alle weltlichen Güter beginnt die vierte und letzte Lebensphase. Der Alternde lebt nun derart asketisch, dass er sich nur noch von Almosen ernährt (VI, 55). Auch seine bisherigen Beschäftigungen wie Opfern, Sinneskontrolle und Almosen geben kommen zum Ende (VI, 34). Der Mensch richtet sich in diesem Stadium vollkommen auf Moksha, auf die Erlösung von Körper, Leben, Streben und möglicherweise sogar dem Kreislauf der Geburten, aus. In diesem Stadium gibt der Alternde alle Gegenstände und das Feuer von sich. Er soll sich ab jetzt weder den Tod noch das Leben wünschen, sondern er soll warten, «wie ein Diener auf seine Bezahlung wartet» (VI, 45). Auch soll er sich jeglicher negativer Gefühle wie Wut oder Ärger enthalten.

Die Verhaltensregeln der Manusmṛti für den alternden Menschen lesen sich auf den ersten Blick eher wie eine Anleitung zur «Kürzerlebigkeit»: der Alternde ist mannig-fachen Gefahren und Entbeh-rungen ausgesetzt, und die Art und Weise, mit der er sich der Witterung aussetzt, lassen eine baldige Erkrankung wahrscheinlich werden. Wäre da

nicht die Wunschvorstellung, dass jede einzelne Lebensphase 25 Jahre dauern möge, wäre man geneigt zu denken, dass der Alternde möglichst schnell und spurlos die Welt verlassen soll. Es ist jedoch auch eine andere Lesart möglich, die der Religiosität der Hindus möglicherweise besser gerecht wird und die oben angesprochene Frage nach der Qualität aufgreift: die letzten beiden Lebensphasen dienen der Vorbereitung des Menschen auf den physischen Tod, aber vor allem der Erlösung der Seele (Atman) von seinen durch den Körper auferlegten Einschränkungen. Dabei wird der Körper in die Schranken gewiesen, um den Spielraum des Atman zu vergrößern: gleichzeitig ist das Leben des Waldeinsiedlers ein hartes körperliches Training: viel Bewegung, viel frische Luft, ausreichende, aber nicht überflüssige Nahrungsaufnahme – es ist ein aktives Leben, das der Alternde führt. Die Manusmṛti betont zudem immer wieder die Wichtigkeit der permanenten Rezitation von Texten. Auch der Geist soll gefordert sein. Das Wichtigste in den letzten beiden Lebensphasen ist jedoch das Ablegen weltlicher Bedürfnisse und die Hinwendung zur Spiritualität. Ähnlich der Bibel zählt am Ende also nicht die quantitative Lang- und Längerlebigkeit in Form von Tagen und Stunden im Hier und Jetzt, sondern es zählt das Einswerden der Seele mit dem Universum (Brahman). Da jedoch jede Lebensphase ihre eigenen Regeln und Gesetze hat, kann dieser Zustand der Manusmṛti zufolge nicht durch eine Verlängerung der Jugend und das Festhalten am Leben, sondern nur durch das bewusste Verzicht auf mehr und mehr Kennzeichen des Lebendigen und Verstrickungen mit dem Irdischen erreicht werden.

Wie endgültig ist das Ende?

Der abrahamitischen wie der hinduistischen Position gemein ist eine Form der Mässigung und Entsagung im Alter zugunsten einer Hinwendung zum überweltlich Religiösen. Beide Positionen weisen in die Richtung eines Einswerdens – sei es mit den Ahnen oder mit dem Universum. In der letzten Lebensphase, die in der aktuellen Diskussion der Langlebigkeit als verändert oder zumindest ausgedehnt beschrieben wird, steht in

den religiösen Positionen die Frage nach Lebenssattheit oder Erlösung im Vordergrund. Die bezeichnende Botschaft von «lebensatt» besteht in der Zusammenkunft von Dauer und Qualität, wie sie sich versicherungsmathematisch und allokatonspolitisch nicht herstellen oder abbilden lässt ohne zynisch zu wirken. Denn wenn nur Junge und Alte ohne überweltlichen Bezug miteinander verbunden sind, stellt sich rein innerweltlich die Frage des Zusammenhalts, der sozialen Kohäsion über das gemeinsame Leitmedium Geld. Statt zu den Ahnen zu gehen, diskutieren wir einen Generationenvertrag, der in demokratischen Gesellschaften entsprechend der demographischen Verteilung formuliert und politisch umgesetzt wird. Die Kohäsion ist dabei in Gefahr: ökonomisch wie sozio-kulturell. Im Gegensatz dazu reicht die Lebensdauer in den religiös eingebetteten Positionen weit hinaus über das irdische Leben abseits aller irdischen Allokationsfragen. Diese gemeinsame Perspektive auf ein gemeinsames, das irdische Leben überdauerndes Grösseres kann mehr Trost und Zusammenhalt spenden als die aktuellen Debatten über Generationengerechtigkeit, und die entscheidende Frage lautet vielleicht: Ist nicht die heutige Langlebigkeit in der Summe kürzer als die religiös in Aussicht gestellte Perspektive auf ein erlösendes Danach?

1 Indische und hebräische Begriffe wurden unter Berücksichtigung von Vokallängen und Aspirationen eingedeutscht.



Dr. Katrin Seele

absolvierte ein Doppelstudium Philosophie/ Wirtschaftswissenschaften und Germanistik/ Kunstgeschichte.

katrin.seele@mymail.ch



Prof. Peter Seele

ist seit 2008 Assistenzprofessor im Zentrum für Religion, Wirtschaft, Politik an der Universität Basel. Seine Forschungsschwerpunkte sind Institutionenökonomie, Religionsökonomie, Globalisierung und weitere. Er ist Vorstand des Schweizerischen Netzwerks Wirtschaftsethik (www.eben-switzerland.ch). peter.seele@unibas.ch

Literatur

Seele, Katrin (2006): «Das bist Du!» Das Selbst und das Andere in der Philosophie der Upanisaden und bei Buddha. Research & Consulting.

Seele, Peter (2008): Philosophie des Neuen. Darmstadt.

Seele, Peter; Priddat, Birger P. (2008): Das Neue in Ökonomie und Management. Wiesbaden.

GENERATION SILVER SEX

Wir leben länger und bleiben dabei länger jung und gesund – dank Ernährung, Sport und Kosmetika. Trotzdem: Auch die «jungen Alten» bleiben von Krankheiten nicht verschont. Das manifestiert sich bei den Gesundheitskosten. Die Autorin führt uns in diesem Text die beiden Seiten der Medaille Langlebigkeit vor.

Corinna Langwieser

«Sie ist 48, sieht aber zehn Jahre jünger aus – wie macht sie das bloss?» Wer hier so ehrfürchtig beschrieben wird, ist Sharon Stone, es hätte aber auch Madonna (vor zwei Jahren) oder Pamela Anderson (in sechs Jahren) sein können. Ein Mensch also, der die statistische Lebensmitte hinter sich gelassen hat, aber eins vor allem nicht sein möchte: alt. Und sich damit in bester Gesellschaft befindet. Je älter wir werden, desto jünger wollen wir sein. Schon seit 160 Jahren steigt in den westlichen Gesellschaften die Lebenserwartung um drei Monate an, Jahr für Jahr. Das hat dazu geführt, dass die mittlere Lebenserwartung in diesem Jahr mit 82,3 Jahren (für Mädchen) bzw. 76,9 Jahren (für Jungen) vom deutschen Statistischen Bundesamt beziffert wird. Und das Ende dieser Entwicklung längst noch nicht erreicht ist: Zwar glauben nur wenige Genetiker wie der Brite Aubrey de Grey, wissenschaftlicher Leiter der Methuselah Foundation, an eine unendliche Verlängerung des Lebens, doch rund 100 Jahre seien schon noch drin – prophezeit man für die Mitte dieses Jahrhunderts.

Alt, aber jung...

Neben den gesellschaftlich relevanten Veränderungen faszinieren vor allem die sozial-individualistischen an dieser Entwicklung. In einer alternden Gesellschaft fürchtet jeder Einzelne nämlich nichts so sehr wie die eigene Vergreisung. Mit dem Ergebnis, dass wir uns immer länger jung fühlen, je älter wir werden können. Mitte 70 muss man demnach schon sein, will man in Deutschland als alt gelten, so die Ergebnisse der Marktforscher von Forsa. Als Faustregel kristallisiert sich heraus: Rentenbeginn + 10 Jahre. Je länger wir also in Arbeit bleiben, desto länger werden wir uns zukünftig jung fühlen.

Und auch von unseren Mitmenschen so gesehen werden. Das bedeutet im Umkehrschluss aber auch: Gut die Hälfte der Zeit, die wir nach unserem Erwerbsleben bereits Rente beziehen, sind wir eigentlich noch recht jung. Im Gegensatz zu den Anfangstagen der gesetzlichen Sozialversicherung erleben wir inzwischen nämlich rund 17 Rentnerjahre, vor 40 Jahren waren es erst 10. Gleichzeitig hat sich der Anteil der über 65-jährigen von rund 10 auf mehr als 16 Prozent erhöht. Und ein Ende dieser Entwicklung ist auch hier noch nicht in Sicht. Unabhängig von den Folgen, die Elterngeld und Krippenplatz-Debatte nach sich ziehen, reicht schon die Verlängerung der Lebenserwartung aus, um unser noch junges Land in ein altes zu verwandeln. Die Alterspyramide wird dabei auf den Kopf gestellt, wenige Junge stehen vielen Alten gegenüber.

... oder doch eher alt und krank?

In konkreten Zahlen ausgedrückt können wir damit rechnen, dass im Jahr 2040 immerhin 40 Prozent der Deutschen 60 Jahre oder älter sein werden, nur 10 Prozent werden dann jünger als 20 sein. Weitere zehn Jahre später werden allein 10 Millionen Menschen in Deutschland über 80 Jahre alt sein. Die Folgen für das Gesundheitswesen liegen auf der Hand: Weil ältere Menschen häufiger und anders krank werden als junge, werden die Kosten aller Voraussicht nach ansteigen. Ob Diabetes, Demenz, Herzinfarkt, Schlaganfall oder Krebs: Entsprechend einer Studie des Fritz-Beske-Instituts für Gesundheits-System-Forschung aus dem Jahr 2007 erwarten wir bei all diesen Erkrankungen bis zum Jahr 2050 eine Veränderung im zwei- bis dreistelligen Prozentbereich bezogen auf die Anzahl Betroffener je 100'000 Einwohner.

Dazu kommt, dass Erkrankungen in der zweiten Lebenshälfte im Unterschied zur ersten Lebenshälfte oftmals chronisch und irreversibel sind, mit Multimorbidität verbunden sowie durch dauerhafte Einschränkungen der Körperfunktionen geprägt sind, die Auswirkungen auf die Lebensführung haben. Wenn wir also nicht wollen, dass unsere Mitmenschen oder wir selbst beim Auftreten der ersten ernsthaften Erkrankungen im Alter gleich dahinscheiden, sondern statt dessen auf einen weiteren Ausbau der ärztlichen und pharmazeutischen sowie pflegerischen Betreuung hoffen, kann das im Umkehrschluss nur bedeuten, dass wir alle mehr Geld in die Hand nehmen. Und auch in unserer Eigenverantwortung für die Gesundheit nicht nachlassen dürfen.

Gesundheit als Kapital

Denn das ist die glänzende Seite an dieser Medaille: Viele Menschen wissen inzwischen nur zu genau, dass sie selbst etwas dafür tun müssen, um im Alter fit zu bleiben. Sie erfahren es aus den vielfältigen Gesundheitsmedien und Aufklärungskampagnen, und sie spüren es am eigenen Leib. Weil die Kräfte nachlassen, die ersten Zipperlein auftauchen, die Haare versilbern und die Falten der Haut sich nicht mehr verstecken lassen. Denn Vorsorge in einer alternden Gesellschaft ist immer beides: der Versuch, den eigenen objektiven Gesundheitszustand zu erhalten oder zu verbessern, genauso wie das Bemühen, das subjektive Wohlfühlgefühl zu optimieren. In der Gesundheitswelt der Zukunft lassen sich die beiden Bereiche nicht mehr voneinander trennen: Wer wegen einer Krankheit zum Arzt geht, will nicht nur gesund werden, sondern sich anschliessend wirklich wieder gut fühlen. Wer in die Apotheke geht, um eine Nahrungsergänzung zu kaufen, will Krankheiten vorbeugen, freut sich aber, wenn er gleichzeitig etwas für sein Aussehen tut. Insofern ist das Altersbeben für unser Gesundheitssystem Fluch und Segen zugleich: Weil ein grösserer Anteil Älterer mehr ernsthafte Erkrankungen und damit Kosten verursacht; weil sich dadurch aber auch das Bewusstsein für die Eigenverantwortung des Patienten verändert. In

konkreten Zahlen ausgedrückt sehen in der Gruppe der 18- bis 29-jährigen nur 44 Prozent das Gesundsein als Voraussetzung für ein erfülltes Leben an. Bei den über 60-jährigen sind es hingegen schon 69 Prozent (Forsa 2008). Dementsprechend achten heute schon die Mittelalten um die 50-jährigen zum Grossteil mehr auf ihre Gesundheit als noch vor 5 Jahren (MLP Gesundheitsreport 2007). Und das zahlt sich aus: Waren es in 90er Jahren erst 54 bzw. 40 Prozent der 45- bis 59-jährigen bzw. 60+, die zufrieden mit ihrem Gesundheitszustand waren, sind es heute bereits zwei Drittel bzw. knapp die Hälfte.

Auch wer das optimale Alter für den Einstieg in das Prophylaxe- und Pro Aging-Geschäft verpasst hat («Wer mit 50 wie 40 aussehen will, muss schon mit 30 anfangen, etwas dafür zu tun» – empfiehlt etwa Fussball-Nationalmannschaftsarzt Dr. Müller-Wohlfahrt), muss nicht verzagen: Neuere Studien belegen, dass es nie zu spät ist, mit einem gesunden Lebenswandel, also ausgewogener Ernährung, moderatem Sport und Stress sowie genügend Schlaf anzufangen. Auch im fortgeschrittenen Alter lassen sich die Gesundheitsparameter genauso wie das eigene Wohlfühlgefühl damit noch verbessern. Es sei denn, es gerät eine ernsthafte Erkrankung dazwischen: Je älter wir werden, desto schlechter stehen die Chancen, ohne eine degenerative Hirnerkrankung, ein Herz-Kreislauf-Leiden oder eine Krebserkrankung durchzukommen.

Kostenexplosion

Das zeigt sich auch an den Gesundheitskosten: Auch wenn sich drei Viertel der ab 60-jährigen jünger fühlen als sie sind – im Schnitt um neuen Jahre – (GfK Greyhound 60+, 2008) lässt sich nicht verhehlen, dass zumindest für die Gruppe der ab 65-jährigen beinahe die Hälfte des gesamten Gesundheitsetats draufgeht. Zynische Stimmen mahnen jetzt sogar schon an, dass es volkswirtschaftlich günstiger sein könnte, etwas weniger gesundheitsbewusst zu leben. Eine Studie aus den Niederlanden etwa kommt zu dem Schluss, dass schlanke Langlebige das System wesentlich mehr belasten könnten

als Dicke oder Raucher – die nämlich einfach früher einem Herzinfarkt oder Lungenkrebs erliegen. Doch so einfach ist es dann auch wieder nicht: Derartige Modellrechnungen seien immer spekulativ, widerspricht etwa Gesundheitsökonom Stefan Willich von der Berliner Charité. Schliesslich werde das Gesundheitssystem am meisten durch chronische Krankheiten belastet. Und die werden nun mal bekanntermassen auch durch Rauchen oder Übergewicht begünstigt.

An den Krankheitskosten, die nach Berechnungen des Fritz-Beske-Instituts bis zum Jahr 2050 von heute 218 auf dann 270 Milliarden Euro ansteigen werden, wird sich also nicht viel drehen lassen. Auch die Analysten bei der Unternehmensberatung Price Waterhouse Coopers kommen zu einem ähnlichen Ergebnis: «Mit der Alterung der Gesellschaft in den Industrienationen wird die Nachfrage nach Gesundheitsleistungen stark steigen.» Insgesamt werden sich die Kosten im Gesundheitswesen bis zum Jahr 2020 allein in den 24 Ländern der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) auf zehn Billionen Dollar verdreifachen. Vor diesem Hintergrund scheint zudem eine Verdreifachung der Pflegekosten bis zum Jahr 2050, die bereits diskutiert wird, nicht mehr unmöglich.

Obwohl es auch hierzu optimistischere Stimmen gibt: Da die Menschen nichts am Alter so fürchten wie den Verlust ihrer Selbstständigkeit, wird sich vielleicht doch die Prognose der Forscher um Prof. Dr. James Vaupel vom Rostocker Max-Planck-Institut bewahrheiten. Sie konstatieren: «Aus gesellschaftlicher Sicht steigt der Anteil der auf regelmässige Pflege angewiesenen Alten mit dem Alter nicht wesentlich an.» Das klingt prima, doch ein wenig unverständlich, denn was die Wissenschaftler eigentlich sagen wollen, ist: Wer sich mit 90 Jahren noch selbst versorgen kann, kann es mit 100 vielleicht nicht mehr. Das macht aber gesellschaftlich nicht so viel aus, weil derjenige, der bereits mit 90 in ein Pflegeheim muss, mit hoher Wahrscheinlichkeit mit 100 Jahren gar nicht mehr unter den Lebenden weilt.

Die letzten Lebensjahre als Konstante

Nur ein geringer Anteil der Alten nämlich ist eine kurze Zeitspanne am Lebensende voll auf Hilfe angewiesen. Bei den meisten Menschen ist das vier Jahre vor ihrem Tod soweit. Zu einem Zeitpunkt nämlich, wenn auch die Lebenszufriedenheit insgesamt sinkt. Interessanterweise aber hat sich an dieser Zeitspanne von vier Jahren seit den frühen 80er Jahren nichts mehr verändert. Es scheint also, dass wir doch den Jahren mehr Leben geben und nicht nur dem Leben mehr Jahre. Und das sicher auch, weil die Mehrzahl der Menschen versucht, mit ärztlicher oder sonstiger medizinischer Hilfe, mit den Mitteln der Pharmazie, mit Medical Wellness, Nutricosmetics, Sport, Health Food und allem anderen, was in der Studie «Healthstyle ist der neue Lifestyle – Die Gesundheitswelt der Zukunft» vorgestellt wird, ein gesundes, glückliches und langes Leben zu führen.



Der Text ist ein Ausschnitt der «Studie Healthstyle ist der neue Lifestyle – Die Gesundheitswelt der Zukunft». 220 Seiten, 50 Grafiken, Erscheinungstermin August 2009. Bezugsquelle: healthcaremarketing.eu/healthstyle
Preis: 98.00 Euro



Corinna Langwieser

absolvierte den Studiengang Gesellschafts- und Wirtschaftskommunikation an der Universität der Künste in Berlin, bevor sie 1995 zum Trendbüro nach Hamburg kam. In den Jahren 1999 – 2003 war sie für das Zukunftsinstitut von Matthias Horx tätig. Ihr Spezialgebiet ist der Gesundheitsmarkt, dem sie sich mit umfangreichen Studien und Analysen für unterschiedliche Auftraggeber widmet. Daneben hat sie sich als freie Autorin, Journalistin und Referentin in Deutschland, Österreich und der Schweiz einen Namen gemacht. Für Trendbüro schreibt sie auch das Weblog zu den Themen Healthstyle und Silver Sex. Corinna Langwieser lebt in München, ist verheiratet und hat zwei Söhne.

FOLGEN DER LANGLEBIGKEIT – EINE SOZIALÖKONOMISCHE PERSPEKTIVE

Die Proportionen zwischen der zeitlichen Länge der drei Lebensphasen «Erstausbildung», «Erwerbstätigkeit» und «Altersrentenbezug» haben sich deutlich verändert – und die weiterhin anhaltende Zunahme der Lebenserwartung wird sie weiter verändern. Dies dürfte zu einer Abnahme der Innovationsfreudigkeit führen und sich demnächst einmal als «Bremse» für die volkswirtschaftliche Entwicklung erweisen – was negative Folgen auf die Entwicklung des Bruttoinlandsproduktes (BIP) hätte.

Bernd Schips

Der nach den vorliegenden Szenarien zur Bevölkerungsentwicklung zu erwartende demographische Wandel wird nicht nur die gesellschaftliche, sondern auch die wirtschaftliche Entwicklung massgeblich bestimmen. Trotzdem hat sich sowohl die öffentliche Diskussion über die Folgen des demographischen Wandels als auch die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dieser Thematik bisher überwiegend auf Analysen der Auswirkungen der absehbaren Veränderungen auf die Finanzierung der sozialen Sicherungssysteme beschränkt. Dabei standen vor allem die – sich aus dem demographischen Wandel ergebenden und möglicherweise schon in einigen wenigen Jahren akut werdenden – Finanzierungsprobleme umlagefinanzierter Systeme im Vordergrund des Interesses.

Demografischer Wandel im Zeichen zunehmender Lebenserwartung und sinkender Geburtenrate

Der demographische Wandel wird jedoch – neben seinen direkten Auswirkungen auf die Finanzierung der «gewohnten» Leistungen der Sozialwerke – auch einen tief greifenden gesamtwirtschaftlichen Wandel mit sich bringen, der nicht nur den Arbeitsmarkt, sondern auch die Märkte für Waren und Dienstleistungen sowie die internationalen Kapitalmärkte beeinflussen wird. Der demographische Wandel basiert auf zwei Entwicklungstendenzen. Einerseits nimmt die Lebenserwartung der Bevölkerung zu und andererseits hat die Anzahl der Geburten in den letzten Jahren deutlich abgenommen. Die Geburtenrate geht seit Jahren zurück

und es ist noch nicht abzusehen, ob und inwieweit sich diese Grösse künftig ändern wird. Die durchschnittliche Lebenserwartung steigt vor allem dadurch an, dass der Prozentsatz der Lebendgeborenen, die bis neunzig Jahre alt oder noch älter werden, ständig weiter zunimmt. Die Zunahme der Lebenserwartung geht also überwiegend auf einen Rückgang der Sterblichkeit bei den älteren und hochbetagten Personen zurück und vieles spricht dafür, dass diese erfreuliche Entwicklung anhalten wird. Auch unter Einbezug der Migration ergeben sich aus diesen beiden Entwicklungstendenzen gravierende Veränderungen in der Altersstruktur der Wohn- und Erwerbsbevölkerung. In einigen Jahrzehnten könnte sich sogar eine Abnahme der Bevölkerungszahl einstellen, falls die Summe aus Geburten und Nettozuwanderungen längere Zeit unter der Anzahl der Sterbefälle bleibt. In den letzten Jahren hat zwar das Wachstum der Wohnbevölkerung dieses Szenario etwas in den Hintergrund gedrängt, längerfristig ist aber auch eine solche Entwicklung nicht völlig auszuschliessen.

Ruhe vor dem Sturm

Szenarien für die Bevölkerungsentwicklung in den nächsten Jahrzehnten basieren auf bestimmten Annahmen, insbesondere auf Annahmen über die künftigen Veränderungen der Lebenserwartung, der Geburtenraten und der Wanderungsbewegungen. Aber selbst wenn die Geburtenraten wieder stärker ansteigen und die Nettozuwanderungen höher ausfallen sollten als dies in den aktuellen Bevölkerungsszenarien

angenommen wird, darf man davon ausgehen, dass die – bereits angelegten – Veränderungen in der Zusammensetzung der Wohn- und Erwerbsbevölkerung in den kommenden Jahren zunehmend spürbarer werden. Noch herrscht gewissermassen die «Ruhe vor dem Sturm». Die «Alterung» der Wohn- und Erwerbsbevölkerung hat zwar bereits eingesetzt, ihre Auswirkungen auf Wirtschaft und Gesellschaft werden sich jedoch erst in einigen Jahren wirklich bemerkbar machen. In den letzten Jahrzehnten haben sich Proportionen zwischen der zeitlichen Länge der Lebensphasen «Erstausbildung», «Erwerbstätigkeit» und «Altersrentenbezug» erheblich verändert. Diese Veränderungen werden sich – ohne einschneidende Eingriffe – mit einiger Sicherheit bald einmal als eine «Bremse» für das gesamtwirtschaftliche Wachstum herausstellen.

Steigende Reallöhne und sinkende Realzinsen

Die Volkswirtschaft einer alternden Gesellschaft wird sich in vielen Punkten vom gewohnten «Status quo» unterscheiden. Unmittelbar einsichtig, wenn auch noch nicht immer wirklich wahrgenommen, sind die Auswirkungen auf das Arbeitsangebot. Ohne wesentliche Veränderungen im Umfang der Zuwanderung von Arbeitskräften wird – selbst wenn man von weiter steigenden Erwerbsquoten der Frauen und einer wieder höheren Erwerbsbeteiligung älterer Arbeitskräfte ausgeht – die zunehmende Knappheit des Produktionsfaktors «Arbeit» zu einer Verschiebung der relativen Preise der Produktionsfaktoren «Arbeit» und «Kapital» führen. Die Reallöhne werden steigen und der Realzins wird sinken. Ob dadurch das gesamtwirtschaftliche Wachstumspotenzial eingeschränkt wird, hängt nicht zuletzt von den effektiven Auswirkungen der sich ändernden Altersstruktur des Arbeitsangebots auf die Produktivitätsentwicklung ab. Einerseits kann die Berufserfahrung älterer Arbeitskräfte die Produktivität fördern, andererseits lässt das Tempo des wissenschaftlichen und technischen Fortschritts akkumuliertes Wissen in Zukunft vermutlich noch schneller «veralten» und

damit aus ökonomischer Sicht auch an «Wert» verlieren. Es ist fraglich, ob es den im Durchschnitt älter werdenden Arbeitskräften gelingen wird, sich auf neue Techniken einzustellen und die für ihre Nutzung erforderlichen Fähigkeiten zu erwerben. Auch die Innovationsfähigkeit und -bereitschaft nehmen erfahrungsgemäss mit zunehmendem Alter ab. Ältere Personen sind in der Regel eher risikoscheu und die für die Innovationsprozesse wichtige Gründungsdynamik geht dadurch unter Umständen zurück. Es ist daher auch noch nicht absehbar, wie sich die in unterschiedliche Richtungen weisenden Entwicklungstendenzen letzten Endes auf die künftigen Produktivitätsfortschritte auswirken werden. Das Wachstum der gesamtwirtschaftlichen Wertschöpfung (BIP) ergibt sich aus dem Produktivitätsfortschritt und der Veränderung des eingesetzten Arbeitsvolumens. Deshalb sollten alle denkbaren Anstrengungen zur Erhaltung eines möglichst grossen Arbeitsvolumens unternommen werden. Eine Zunahme der Erwerbsbeteiligung der Frauen könnte dazu ebenso beitragen wie eine vermehrte Erwerbsbeteiligung älterer Arbeitskräfte.

Immer mehr Frühpensionierungen

Seit den Neunzigerjahren des letzten Jahrhunderts haben in der Schweiz die Frühpensionierungen – sowohl in absoluten Zahlen als auch in Prozent der Pensionierungen insgesamt – stark zugenommen. Das durchschnittliche Pensionierungsalter liegt derzeit sowohl bei den Frauen als auch den Männern deutlich unter dem Regelrentenalter. Gegenwärtig gehen rund 20 Prozent der Erwerbstätigen vor Erreichen des Regelrentenalters in den Ruhestand. Vor allem besser Ausgebildete beziehen dabei die Altersrente früher als Personen mit geringeren beruflichen Qualifikationen. Ein erstaunlich hoher Prozentsatz der Erwerbspersonen arbeitet aber auch nach Überschreitung des Regelrentenalters weiter. 2007 waren zum Beispiel fast 20 Prozent der Männer und nicht ganz 10 Prozent der Frauen in der Altersgruppe der 65-74-jährigen noch erwerbstätig. Die Qualifizierung der Arbeitskräfte während der gesamten Dauer der Erwerbstätigkeit wird

durch den gesellschaftlichen Alterungsprozess ebenso einen erhöhten Stellenwert erlangen wie die Realisierung einer echten Chancengleichheit von Frauen und Männern in allen Phasen und Bereichen des Erwerbslebens. Je stärker sich die technische Ausstattung und die Produktpaletten der auf den globalen Märkten agierenden Unternehmen einander angleichen, desto mehr wird die Verfügbarkeit von qualifizierten Arbeitskräften über die Wettbewerbsfähigkeit der Unternehmen, Produktivitätsentwicklung und damit auch über das gesamtwirtschaftliche Wachstum entscheiden.

Gesamtwirtschaftliche Trends: Nachfrage nach Dienstleistungen

Der demographische Wandel wird die Struktur der gesamtwirtschaftlichen Nachfrage erheblich beeinflussen. So wird z.B. die Bauinvestitionstätigkeit zwar noch einige Zeit von der stärkeren Besetzung der Altersgruppen mit den höchsten Wohneigentumsquoten und einem steigenden Flächenbedarf profitieren, aber die Nachfrage nach Wohnraum wird schon in wenigen Jahren zunehmend aus dem Bestand befriedigt werden können. Es dürfte dann weniger neu gebaut, aber mehr umgebaut und renoviert werden. Die Struktur der Konsumgüternachfrage wird sich im Zuge des demographischen Wandels in Richtung der Dienstleistungen, die insbesondere ältere Menschen in Anspruch nehmen, verändern. Viele der in Zukunft nachgefragten Güter müssen arbeitsintensiv produziert werden, was bei einem knapper werdenden Arbeitsangebot dann zu entsprechenden Preissteigerungen bei den betreffenden Gütern führen dürfte. Freizeitkonsum, Dienstleistungen des Gesundheitssektors usw. werden in der Konsumgüternachfrage an Bedeutung gewinnen. Diese Güter sind jedoch überwiegend international nicht handelbar. Ferien im Inland können zwar durch Ferienaufenthalte im Ausland substituiert und medizinische Leistungen können zum Teil auch im Ausland «eingekauft» werden, aber der Grossteil dieser Nachfrage muss doch durch die Produktion im Inland befriedigt werden. Ohne neue Investitionschancen könnte jedoch – trotz der relativen Verteuerung des

Produktionsfaktors «Arbeit» und der dadurch zu erwartenden Kapitalintensivierung der Produktionsprozesse – die Kapitalakkumulation zurückgehen und die an sich technisch möglichen Produktivitätsfortschritte verringern.

Der demographische Wandel wird auch die Ausgabenstruktur der öffentlichen Haushalte beeinflussen. Junge Menschen beanspruchen andere staatliche Leistungen als Ältere. Die öffentliche Infrastruktur wird aber in der Regel für mehrere Jahrzehnte konzipiert. Die Gebietskörperschaften müssen sich daher auf steigende Bereitstellungskosten einstellen. Viele der heute noch ausgelasteten Kapazitäten werden schon in wenigen Jahren nicht mehr vollumfänglich beansprucht. Die Anpassung des öffentlichen Infrastrukturangebots wird jedoch oft dadurch erschwert, dass eine Reduktion des Angebotes an öffentlichen Gütern meist nur schwer durchsetzbar ist.

Kapital statt Arbeit

Die gesamtwirtschaftliche Ersparnis einer alternden Gesellschaft geht möglicherweise zurück. Insbesondere, wenn die so genannten «Babyboomer» – mit völlig anderen wirtschaftshistorischen Erfahrungen als frühere Rentnergenerationen – in Rente gehen. Sollte diese Rentnergeneration beginnen, ihr Vorsorgekapital und Teile ihres Vermögens zu konsumieren, könnte die Nachfrage der privaten Haushalte nach Finanzanlagen durchaus abnehmen und deren Renditen weiter sinken lassen. Gegen diese «Asset-Meltdown»-Hypothese spricht jedoch, dass eine alternde Gesellschaft eigentlich mehr und nicht weniger Kapital benötigt. In einem zunehmenden Masse muss der quantitativ und knapper werdende Produktionsfaktor «Arbeit» durch den Produktionsfaktor «Kapital» ersetzt werden. Die dadurch steigende Nachfrage nach Sachkapital dürfte deshalb einer, auf den demographischen Wandel zurückzuführenden, Tendenz zur Senkung der Kapitalrendite entgegen wirken. Da zudem Kapital aus einer Volkswirtschaft mit einer alternden Wohnbevölkerung in Länder mit einer vergleichsweise deutlich jüngeren Bevölkerung und einer noch höheren Kapitalrendite wandern wird,

ist die global zu erwartende Kapitalrendite sicherlich höher als es aus Sicht eines vom gesellschaftlichen Alterungsprozess betroffenen Landes zu befürchten ist. Dies heisst aber auch, dass eine alternde Bevölkerung eine umfassende Globalisierung der Wirtschaft geradezu braucht, um die gesamtwirtschaftlichen Auswirkungen des demographischen Wandels abzumildern.

Trends: Trotz Risiken – Investition in höhere Kapitalrenditen

Die für Anlagen zu Verfügung stehenden Mittel der Altersvorsorgeeinrichtungen sollten daher – trotz der damit zwangsläufig verbundenen zusätzlichen Risiken – künftig vermehrt in Volkswirtschaften mit einer günstigeren Altersstruktur, einer stärkeren Wachstumsdynamik und entsprechend höheren Kapitalrenditen investiert werden. Eine internationale Diversifikation der für Anlagezwecke zu Verfügung stehenden Mittel der Altersvorsorgeeinrichtungen wird das Problem einer Finanzierung der Altersrenten aber allein nicht lösen, sondern bestenfalls abmildern können. Unverzichtbar ist deshalb ein für die Ansprüche und die wirtschaftlichen Erwartungen der Bevölkerung ausreichendes Wachstum des Bruttonationaleinkommens (BNE). Das BNE bestimmt die Grösse des zur Verteilung zwischen Erwerbstätigen und Nicht-Erwerbstätigen zur Verfügung stehenden «Kuchens». Das BNE ist aber auch in der Schweiz im Wesentlichen durch das Bruttoinlandprodukt (BIP) bestimmt. Und über das Wachstum des BIP entscheiden – wie bereits erwähnt – das eingesetzte Arbeitsvolumen und der Produktivitätsfortschritt.



DER MYTHOS VOM DEMOGRAFISCHEN WANDEL ALS KOSTENTREIBER

Dass die soziodemografische Alterung die Ursache für die Kostenexplosion im Krankensystem ist, entpuppt sich bei näherer Betrachtung als Mythos. Einzig die letzten Monate in der prämortalen Lebensphase werden tatsächlich teurer. Dass die ältere Generation die Krankenkassen aber dennoch signifikant höher belastet, hat mit Anreizen zu tun, die durch eine obligatorische Krankenversicherung evoziert werden. Der Autor plädiert für mehr Selbstverantwortung und Markt.

Konstantin Beck

Es gibt in Hinblick auf die Langlebigkeit einige in den Köpfen verankerte Bilder, die sich bei genauer Betrachtung als Mythen entlarven; etwa das Schreckensgespenst der demografisch bedingten Kostenexplosion, das einer wissenschaftlichen Betrachtung nicht standhält. Dieses Schreckensgespenst basiert auf der Annahme, dass der demografische Kostenanstieg kaum beeinflussbar ist, dass er sich dem politischen Diskurs entzieht und dass sich keine direkt dafür Verantwortlichen ausfindig machen lassen. Der demografisch bedingte Kostenanstieg wird also als per se gegeben betrachtet.

Wie kommt es zu diesem Schreckensgespenst? Wenn wir die Durchschnittskosten pro Kopf in der obligatorischen Krankenversicherung betrachten, dann zeigt sich, dass diese ab 65 Jahren signifikant ansteigen und bei 91 Jahren ein Maximum erreichen – bei Frauen und Männern. Halten wir den sich verändernden Altersbaum daneben, dann kann man leicht ausrechnen, um wie viel teurer die Gesundheitskosten werden. Tatsächlich leben die Leute bei einer gleich bleibenden Gesundheit um einige Jahre länger. Als zum Beispiel 1948 die AHV eingeführt wurde, betrug die durchschnittliche Lebenserwartung 65 Jahre – nun sind über zehn Jahre dazugekommen.

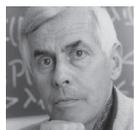
Neuere Zahlen zeigen, dass es von 1997 bis 2007 zu einer weiteren Alterung der Gesellschaft gekommen ist: Bei einem Bevölkerungswachstum von 7,4 Prozent ist es in diesem Zeitraum zu einer Zunahme der alterungsbedingten Kosten von 9,3 Prozent

gekommen, was nicht einmal 1 Prozent pro Jahr ist. Die Gesamtkosten jedoch sind mit 64,1 Prozent wesentlich stärker angestiegen. Nur hängt dieser Anstieg nicht mit der Alterung zusammen: 47,4 Prozent der zunehmenden Kosten sind auf den technischen Fortschritt, Tariferhöhungen, die gestiegene Nachfrage etc. zurückzuführen. Die Rückführung der Teuerungen auf das zunehmende Alter ist naiv. Diese Annahme basiert darauf, dass die Epidemiologie, also die Verteilung der Krankheit in der Bevölkerung, konstant bleibt.

Betrachten wir jedoch die soziologische oder die medizinische Literatur, dann erkennen wir eine Morbiditätskompression: Früher waren die Leute früher krank und sie sind früher gestorben. Heute ist das Ganze nach hinten geschoben. Die Leute befinden sich in den ersten Jahren ihrer Pensionierung bei guter Gesundheit. Erst in der vierten Lebensphase verschlechtert sich der Gesundheitszustand dramatisch. Entsprechend sollte man auch nicht von den Senioren als Gruppe sprechen, sondern diese ausdifferenzieren in die gesunden, jüngeren und die älteren, kranken Senioren. Diese Ausdifferenzierung gab es früher so nicht.

Kostenanstieg vor dem Tod

Entsprechend haben wir die Durchschnittskosten aller Versicherter und diejenigen der überlebenden Versicherten einander gegenüber gestellt. Wir erkennen durch diese Unterteilung, dass eine Schere aufgeht: Die Überlebenden sind deutlich billiger als alle Versicherten, während die Sterbenden die Kosten massiv anheben. Auch internationale



Dr. rer. pol. Bernd Schips

(*1939) studierte an den Universitäten Karlsruhe, Tübingen und Bochum Ökonomie. 1970 habilitierte er für Wirtschaftstheorie und Ökonometrie. An den Universitäten Saarbrücken, Bochum, HSG St. Gallen und ETH Zürich war er Professor für Wirtschaftstheorie, Ökonometrie und Nationalökonomie. Von 1979 bis 1981 war er Dekan der Volkswirtschaftlichen Abteilung der HSG. Von 1995 bis 1997 war er Vorsteher des Departements für Recht und Ökonomie an der ETH Zürich. Er war 14 Jahre lang (von 1992 bis 2005) Leiter der Konjunkturforschungsstelle KOF der ETH Zürich.

Zahlen belegen, dass von den letzten vier Quartalen vor dem Tod das vierte immer das teuerste ist. Die Kosten steigen dann massiv an, was auf Ineffizienzen in dieser Phase zurückgeführt werden kann. Es wird zum Beispiel eine extrem teure Chemotherapie durchgeführt, dank welcher der Patient gerade mal einen Monat länger lebt. Die Alternative ist, dass der Patient darauf verzichtet und dafür mit einer höheren Lebensqualität palliativmedizinisch versorgt ein bisschen früher stirbt, was dann auch viel kostengünstiger ist. Aus statistischer Sicht gibt es also keinen signifikanten Zusammenhang zwischen Alter und Gesundheitszustand. Nur gerade 10 Prozent der individuellen Kostenunterschiede lassen sich auf die Faktoren Alter und Geschlecht zurückführen. Nicht das Alter verursacht die Kosten, sondern die zeitliche Nähe zum Tod. Die Kosten nehmen im Alter nur deshalb zu, weil dann mehr Leute sterben und so in ihrem letzten Lebensquartal massiv mehr Kosten verursachen.

Anders sieht es aus, wenn man das dynamische Wachstum der Kosten im Laufe der Zeit in den verschiedenen Altersgruppen ansieht. Vom Jahr 1996 bis ins 2008 sind die Kosten der Minderjährigen um 59 Prozent angestiegen. Bei den 19- bis 35-Jährigen betrug der Anstieg lediglich 28 Prozent, bei den 36- bis 50-Jährigen um 48 Prozent, bei den 51- bis 65-Jährigen um 58 Prozent. Maximal ist der Kostenanstieg in den ältesten Gruppen: 71 Prozent bei den 66- bis 80-Jährigen und 77 Prozent bei allen Älteren.

Anstieg der einzelnen Behandlungskosten

Die Kosten haben also doch bei den ältesten Personen am stärksten zugenommen innerhalb dieser zwölf Jahre. Die Frage ist nur: Weshalb? Dieser Anstieg hat nichts mit Demografie zu tun, sondern damit, dass ältere Leute heute teurer und intensiver behandelt werden als früher – und zwar nicht, weil sie zahlreicher sind, auch nicht, weil sie kränker sind (in Tat und Wahrheit sind sie sogar gesünder), sondern weil die Kosten für die einzelne Behandlung angestiegen sind. Wenn man diese Dynamisierung der Kosten im Alter mitberücksichtigt und einkalkuliert, hat man auch bei den Kosten-

prognosen bis 2030 durchwegs höhere und ansteigende Wachstumsraten.

Die Faktoren, die diese Zunahme verursachen, sind kein Naturphänomen. Sie sind gestaltbar. Entsprechend wäre es theoretisch möglich, dass die 20-Jährigen plötzlich mehr Leistungen beanspruchen als die 60-Jährigen. In diesem Fall wäre es offensichtlich, dass es ein reines Nachfragephänomen ohne zwingenden Charakter wäre. Es lassen sich durchaus Verantwortliche für diesen Kostenanstieg ausfindig machen. Etwa Ärzte, die bestimmte Angebote für ältere Personen zur Verfügung stellen. Und eine Gesundheitsindustrie, die ihre Angebote auf Senioren ausrichtet. Es stellt sich die Frage, wieso diese Entwicklung nicht Teil des politischen Diskurses ist.

Ein geschlossener Subventionskreislauf

Nun kommt zu all dem noch eine altersorientierte Solidarität in der Krankenversicherung dazu. Das heisst: Die Jüngeren zahlen einen Solidaritätsbeitrag zur Deckung der Kosten der älteren Generationen ein – und dieser wird über einen Risikoausgleichsmechanismus zu Gunsten der älteren Personen ausgeschüttet. Es stellt sich die Frage, ob dies erstens sinnvoll und zweitens finanzierbar ist. Es hat sich gezeigt, dass beispielsweise das Vermögen sehr stark bei den Senioren konzentriert ist (50 Prozent der Rentner versteuern ein Vermögen von über 200'000 Franken). Auch das Medianeinkommen der Rentner ist höher als das Medianeinkommen der Erwerbstätigen, sobald die Kinder in die Berechnung aufgenommen werden. Dagegen sind beispielsweise allein erziehende Mütter oder junge Familien mit tiefen Einkommen einem hohen Verarmungsrisiko ausgesetzt. Unser System ignoriert diese Einkommensunterschiede: Millionäre werden unterstützt, Arme finanziell belastet. Damit das aufgeht, gibt es die Prämienverbilligungen. Zahlreiche Junge, welche die Solidaritätskomponente in ihrer Krankenversicherungsprämie nicht finanzieren können, werden vom Staat mittels Prämienverbilligung unterstützt. Wir haben damit einen in sich geschlossenen Subventionskreislauf: Die Jungen müssen aus Solidaritätsgründen die Älteren finanzieren, können das aber gar

nicht und werden deshalb via Steuergelder von den Älteren querfinanziert. Immerhin weist die Schweiz auch Vorteile gegenüber anderen Systemen auf. Bei uns beteiligen sich alle erwachsenen Altersklassen an der Finanzierung der Kosten, während etwa in Deutschland Pensionäre von den Prämien befreit sind und das System vollständig von den Erwerbstätigen finanziert wird. Was passiert mit diesem Umverteilungsmechanismus in Hinblick auf das ungleiche Wachstum der Gesundheitskosten der Jungen und der Älteren? Wir haben mit der Zeit mehr ältere Personen und dort ein stärkeres Wachstum bei den Kosten. Wenn der Anteil der älteren Personen zunimmt, reduziert dies den Solidaritätstransfer. Ähnlich verhält es sich, wenn die Leistungen der Jungen steigen und wenn der Kostenunterschied zwischen alt und jung abnimmt. Kosten die Jungen gleich viel pro Kopf wie die Älteren, dann geht der Solidaritätstransfer automatisch gegen Null.

Soweit die theoretischen Möglichkeiten. In Wirklichkeit sieht es nun aber folgendermassen aus: Die Leistungen der Jungen steigen zwar, aber niemals so stark wie jene der Älteren. Weil die Leistungen der Älteren stärker steigen, kommt es zu einem immer ausgeprägteren Solidaritätstransfer. Der Leistungsanstieg pro Kopf bei den Senioren ist somit der dominante Faktor bei dieser Solidarität. Anders ausgedrückt: Weil die Ansprüche der älteren Personen ansteigen (bei einem sich gleichzeitig kontinuierlich verbesserten Gesundheitszustand dieser Gruppe) werden die Jungen immer stärker zur Kasse gebeten. Die Solidarität in Franken gemessen nimmt daher laufend zu: So stieg der Risikoausgleichstransfer von 2,7 Mrd. Franken im 1996 auf 4,9 Mrd. im 2005. Diesem enormen Geldtransfer liegt die Idee zugrunde, dass alte Leute arm, schwach und krank sind, was so – wie erwähnt – nicht zutrifft.

Anreize zu vermehrten Arztbesuchen im Alter

Warum kommt es nun zum ausgeprägten Kostenwachstum bei älteren Personen? Einerseits werden die Gesundheitskosten der

Senioren verschleiert. Die ältere Generation nutzt die Angebote einfach, unter anderem auch darum, weil sie laufend von den Jüngeren quersubventioniert werden. Die Jüngeren dagegen achten nachweislich stärker auf die Kosten. Wenn man die älteren Generationen darauf sensibilisieren könnte, welche hohen Kosten sie verursachen, dann liessen sich diese wahrscheinlich reduzieren. Es gibt eine Reihe von Punkten, die diese erhöhten Arztkosten verursachen, und nichts mit der Morbidität zu tun haben: Es gibt eine bestimmte Anzahl von älteren Patienten, die aufgrund ihrer sozialen Einsamkeit regelmässig beim Arzt vorbeigehen. Diese Vereinsamung nimmt selbstverständlich zu, wenn jemand nicht mehr im Arbeitsprozess ist. Ein weiterer Punkt sind die so genannten Opportunitätskosten. Wenn jemand erwerbstätig ist, dann sind seine Opportunitätskosten höher, als wenn jemand ohne Beschäftigung ist. Wer im Arbeitsprozess ist, wird den Arztbesuch tendenziell hinausschieben – bis das Leiden möglicherweise von selbst verschwunden ist. Das betrifft Arbeitende mit hoher und tiefer Qualifikation: Auch die Kassiererin hat je nachdem irgendwann ein Problem, wenn sie drei Mal in der Woche zum Arzt geht während der Arbeitszeit.

Viele hohe Kosten entstehen auch aufgrund einer zunehmenden Angst vor dem Tod. Viele Leute haben keine tragenden Antworten zu ihrer eigenen Lebens- bzw. Sterbenssituation gesucht oder gefunden. Folglich wollen sie jede Möglichkeit wahrnehmen, ihr Leben zu verlängern. Wissenschaftlich nachzuweisen ist auch der zunehmende Jugendwahn: Im Körper des 60-Jährigen befindet sich ein mental 20-Jähriger. Wenn diese Leute dann zum Beispiel Mountain Bike fahren, dann brechen ihre Knochen schneller als bei einem 20-Jährigen und die Heilung geht langsamer. Gewisse chronische Leiden gehören zum Leben – und müssen auch nicht bekämpft werden, was den Vertretern der älteren Generation natürlich schwerer fällt, wenn sie um jeden Preis jung und kerngesund sein möchten. Dies alles treibt die Kosten hinauf, weil diese älteren Leute sich nicht entsprechend ihrem Alter verhalten. Es gibt weiter einen altersspezifischen,

technischen Fortschritt und entsprechende Gesundheitsangebote – und die Vertreter der älteren Generation reagieren darauf, was durchaus nachvollziehbar ist, aber hohe Kosten verursacht. Die altersabhängige Morbidität schliesslich ist damit nur noch einer von vielen Faktoren, die im Alter höhere Kosten verursachen.

Die obligatorische Krankenversicherung als Ursache des Problems

Abschliessend stellt sich noch eine ganz andere Frage: Warum werden die Gesundheitskosten der älteren Leute überhaupt moralisiert? Der Grund liegt in der Solidarität. Beim Essen zum Beispiel, das im Gegensatz zur Gesundheit unmittelbar überlebensnotwendig ist, funktioniert dies ja anders: Dort bestimmt jeder sein eigenes Verhalten und finanziert es auch selber – und das klappt auch ganz gut. Aus Sicht der liberalen Ökonomie genügt es vollkommen, wenn die Gesellschaft dafür sorgt, dass ihre Armen oder Kranken einen bezahlbaren Zugang zu vernünftigen Gesundheitsleistungen haben – und zwar unabhängig vom Alter, also auch die armen Kleinkinder und die armen 90-Jährigen. Die allumfassende und obligatorische Krankenversicherung kann dagegen nicht die Lösung sein. Ohne obligatorische Krankenversicherung könnte ein Wachstumsmarkt entstehen, die «Kosten der Alten» wären dann plötzlich «volkswirtschaftliche Erträge», was gesellschaftlich positiv zu Buche schlagen würde.

Um es nochmals zusammenzufassen: Die Demografie ist ein überschätzter Teuerungsfaktor, wenn sie überhaupt einer ist. Das Problem sind einerseits die Sterbekosten, also der Kampf um jeden zusätzlichen Lebenstag, der ökonomisch wie ethisch fragwürdig ist. Das Problem entsteht bei unseren solidarisch finanzierten Krankensystemen durch die spezifische Nachfrage älterer Menschen. Die Lösung setzt vielmehr bei einer eigenverantwortlichen Nachfrage nach Gesundheitsleistungen an. Ist diese Eigenverantwortung zumindest gestärkt, muss nicht mehr das Schreckensgespenst der Demografie bemüht werden.



Konstantin Beck

PD, Dr. oec. publ., 1962, Leiter Mathematik & Statistik der CSS Versicherung Luzern, Mitglied der CSS Direktion, verantwortlicher Aktuar sowie PD an der Universität Zürich für Gesundheitsökonomie und empirische Wirtschaftsforschung. Beck studierte Volkswirtschaft an der Universität Zürich, forsch seit 1993 auf dem Gebiet Krankheitsrisiko in der Krankenversicherung. Er ist Mitglied im Gesundheitspolitischen Ausschuss des Vereins für Socialpolitik, Chair des European Risk Adjustment Network (2004 und 2007) und des Forums Managed Care (2001/2002). Seit 2004 ist er als Privatdozent an der Universität Zürich tätig. Seit 2007 leitet er das CSS-Institut für empirische Gesundheitsökonomie in Luzern (www.css-institut.ch).

LANGLEBIGKEIT UND DEMOGRAPHISCHE PERSPEKTIVEN IN DER SCHWEIZ

Bis 2050 wird sich der «Altersquotient» massiv erhöhen: Wir werden älter und älter. In diesem Zusammenhang werden oftmals Szenarien eines Niedergangs des «Generationenvertrags» oder gar eines Krieges der Generationen diskutiert. Der Autor vertritt die Ansicht, dass die zunehmende Lebenserwartung eine Erfolgsgeschichte ist – und nicht eine Bedrohung.

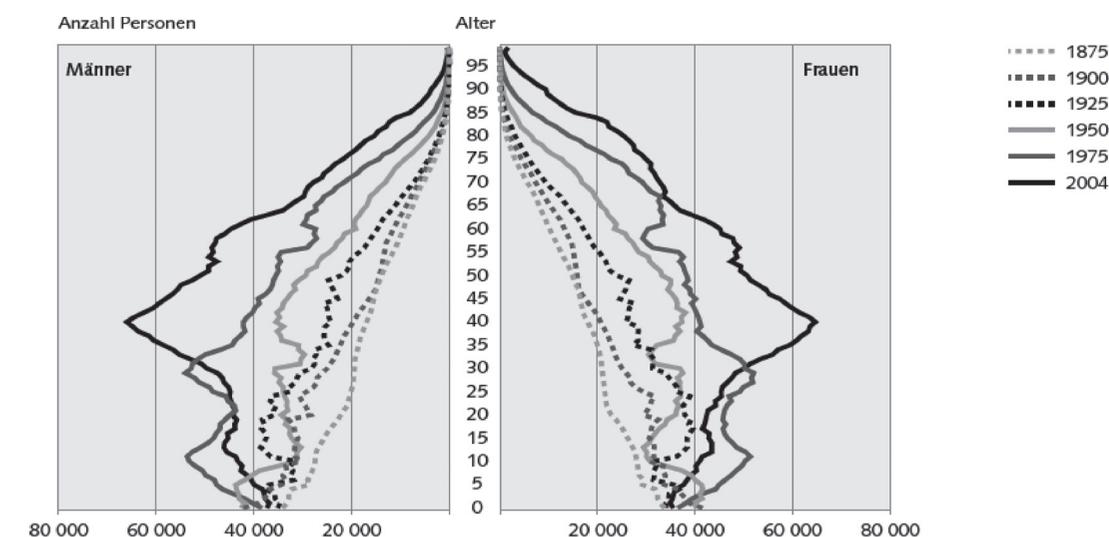
Hans Rudolf Schelling

«Die Lebenserwartung der Menschen steigt immer weiter. Bald werden Menschen über 65 die Mehrheit der Schweizer Bevölkerung bilden. Die Schweiz überaltert.» Thesen mit diesem oder ähnlichem Inhalt sind in den letzten Jahren immer wieder zu hören und zu lesen. Tatsächlich nahm die Lebenserwartung in der Schweiz und anderen entwickelten Ländern in den letzten Jahrzehnten deutlich zu. Gleichzeitig sank die Geburtenrate, was zu einer Umschichtung der Altersverteilung zu einer – partiellen – Umkehr der klassischen «Alterspyramide» führte. Mit dem meist unreflektiert verwendeten und potenziell diskriminierenden Begriff der «Überalterung» verbinden sich vielfältige Befürchtungen für die gesellschaftliche Entwicklung; so werden die Zukunftsaussichten der Sozialwerke und -versicherungen, des Gesundheitswesens, der wirtschaftlichen Produktivität und Innovationschancen sowie der politischen Kräfteverhältnisse in Bezug auf altersrele-

vante Fragen in den dunkelsten Farben gesehen. Doch stimmen die Grundannahmen solcher Horrorszenarien eines Niedergangs des «Generationenvertrags» überhaupt, die bis zur Prognose eines Krieges zwischen den Generationen reichen? Und ist die demographische Alterung ein Ausdruck von Langlebigkeit in einem absoluten oder in einem relativen Sinn, das heisst: steigt das absolut erreichbare und erreichte Alter, oder erreicht einfach ein wachsender Teil der Bevölkerung ein hohes Alter, ohne dass sich am Maximalalter allzu viel verändert?

Altersverteilungen

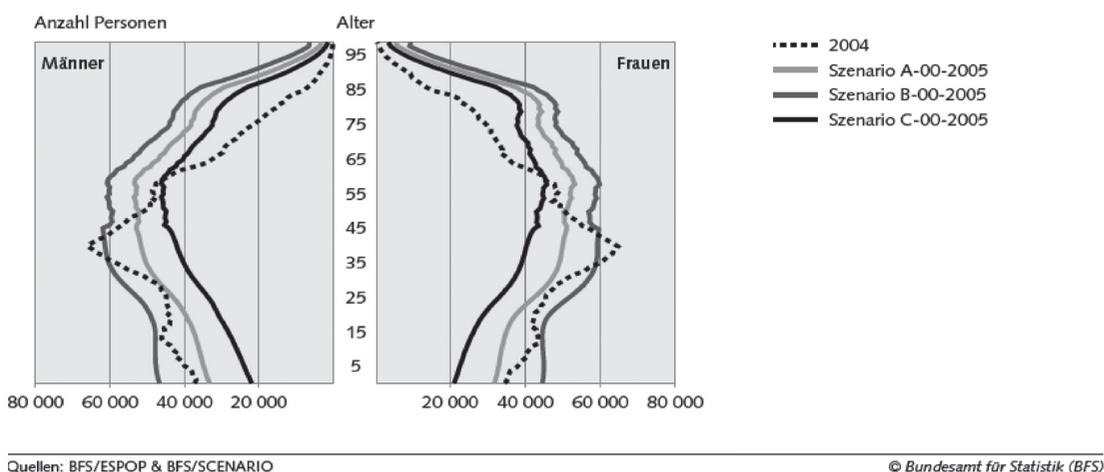
Zur Darstellung von Altersverteilungen werden oft «Alterspyramiden» verwendet, in denen die Anteile oder absoluten Besetzungen von Altersgruppen in der Vertikalen und die Geschlechter an der Horizontalen gespiegelt visualisiert sind. Abbildung 1 zeigt die Veränderung in der Schweiz im Verlauf der letzten 130 Jahre. Während im 19.



Quelle: BFS/ESPOP

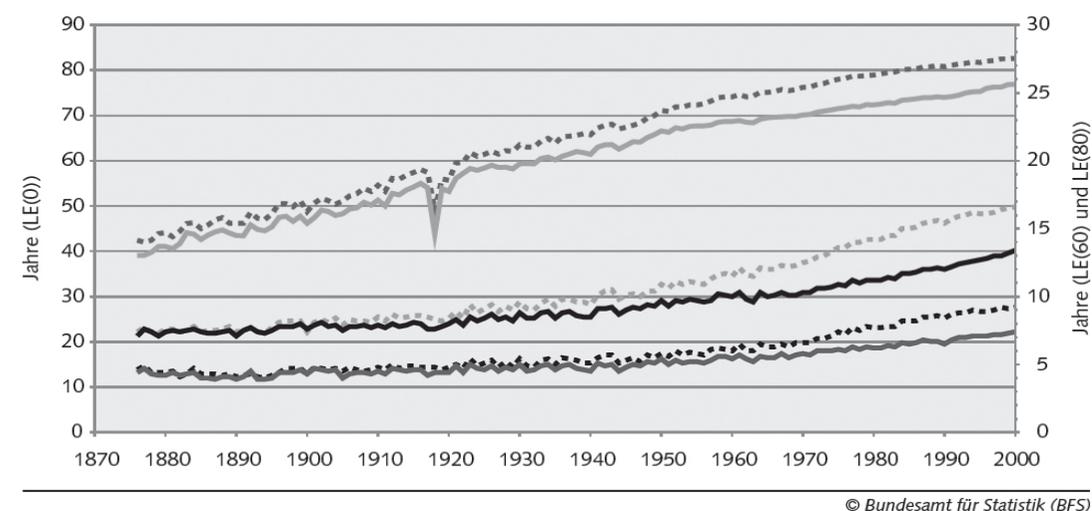
Jahrhundert die jeweils ältere Altersgruppe durchgehend geringer besetzt war als die jüngeren, sind heute die «Mittelalten» die anteilmässig grösste Gruppe, und die Bevölkerungsanteile alter und hochbetagter Menschen – darunter verstärkt der Frauen – haben ein historisch bisher unbekanntes Ausmass erreicht. Doch darf die ausgeprägte Pyramidenform als Idealbild einer Altersverteilung gelten? Die Pyramide ist Ausdruck einer Phase mit hohen Geburtenraten und gleichzeitig einer hohen Sterblichkeit in allen Altersstufen, also von Verhältnissen, die auch heute noch für gering entwickelte Länder typisch sind. Die demographische Entwicklung ist also

bezüglich der Geburtenrate, Lebenserwartung und Migration) entwickelte das Bundesamt für Statistik (2006, Abb. 2) «Alterspyramiden» für das Jahr 2050. Die grösste Unsicherheit liegt natürlich für die unter 45-Jährigen vor, da diese zum Zeitpunkt der Berechnung noch nicht geboren sind. Hingegen ist eine weitere Verschiebung «nach oben», ein höheres Sterbealter eines zunehmenden Anteils der Bevölkerung unverkennbar. Bis 2050 wird sich vermutlich der «Altersquotient» (Verhältnis der 65-Jährigen und Älteren zu den 20–64-Jährigen) von heute 1:4 auf das Maximum von rund 1:2 vergrössern. (Statistisches Jahrbuch der Schweiz, 2008).



unmittelbar abhängig von der Geburtenrate (Fertilität) und von der Sterblichkeit in verschiedenen Altersstufen, ausserdem von Ein- und Auswanderungen. Mittelbar wirken sich darin die Wirtschaftsentwicklung, die soziale Gleichheit bzw. Ungleichheit, die Entwicklung des Gesundheits-, Bildungs- und Sozialwesens, technische und technologische Entwicklungen mit ihren Chancen und Risiken, der medizinische Fortschritt, individuelle Lebensstile (Risiko- und Gesundheitsverhalten), die Ernährung, der soziokulturelle Wandel (hinsichtlich Werten und Normen) sowie politische Regelungen etwa zur Immigration aus. Ausgehend von drei Grundscenarien (A: Trend, B: Beschleunigung, C: Verlangsamung

Da sich allerdings nicht nur das Zahlenverhältnis zwischen den Altersgruppen verändert, sondern auch der Charakter des Alters selber, das immer später von Gebrechlichkeit und Pflegebedürftigkeit geprägt ist, verbietet sich eine direkte Umrechnung in Sozial- und Gesundheitskosten. Diese Entwicklung kann nicht nur als Bedrohung, sondern ebenso als Fortschritt wahrgenommen werden, da die Verlängerung der Lebensspanne für viele Folge einer starken Verbesserung der Lebensbedingungen in den oben genannten Bereichen ist. Von einer Mehrheit der über 65-Jährigen in der Gesellschaft kann hingegen keine Rede sein.



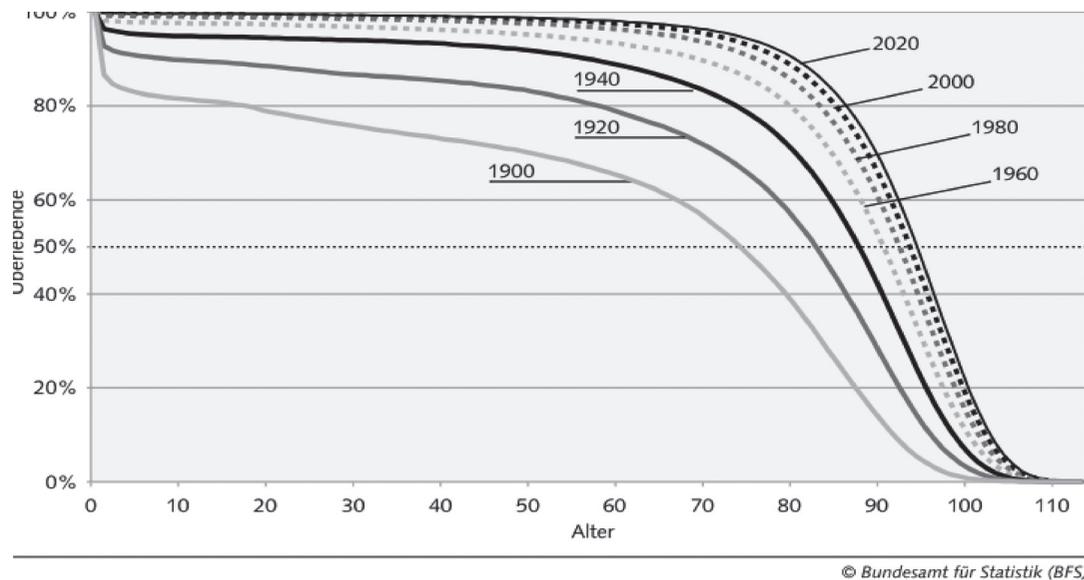
Zunahme der Lebenserwartung – Mittel- oder Maximalwerte?

Allzu häufig wird der Begriff der Lebenserwartung verabsolutiert, als handle es sich um eine absolute Grenze in dem Sinne, dass die meisten Menschen einer bestimmten Zeit und Kultur etwa im gleichen Alter sterben. Genau das war bisher nicht der Fall, vielmehr ist es ein recht neuer Trend in den hoch entwickelten Gesellschaften, dass ein wachsender Teil der Bevölkerung ein sehr hohes Alter erreicht. Anthropologische Studien zeigen, dass sich die maximale biologische Lebensspanne seit dem Neolithikum kaum wesentlich erhöht hat und wohl weitgehend genetisch determiniert ist (Crews, 1990; zit. nach Höpflinger, 2008). Wovon die maximale Lebensspanne abhängt und ob es eine absolute Grenze gibt, bleibt indessen strittig.¹ Die massive Zunahme der mittleren Lebenserwartung in der Schweiz bei Geburt um etwa 40 Jahre seit 1876 (d.h. rund eine Verdoppelung) ist bis ca. 1950 primär eine Folge der rückläufigen Säuglings- und Kindersterblichkeit, danach erhöhte sich infolge verbesserter medizinischer Techniken und besserer Lebensbedingungen im höheren Alter auch die (Rest-)Lebenserwartung mit 60 und 80 Jahren (vgl. Abb. 3; BFS, 2009). Die zunehmende «Langlebigkeit» in entwickelten Ländern ist also weniger Folge einer absolut wachsenden als einer vermehrten Ausschöpfung der biologisch möglichen Lebensspanne, obwohl auch das empirische

maximale Sterbealter in der Schweiz zwischen 1876 und 2002 von 100 auf 107 Jahre anstieg. Dies dürfte allerdings in erster Linie wahrscheinlichkeits-theoretisch zu erklären sein; im gleichen Zeitraum verundertfachte sich die Zahl der Hundertjährigen und Älteren in der Schweiz (BFS, 2009). Diese vermehrte Ausschöpfung zeigt sich eindrücklich an sogenannten Überlebenskurven, die den Anteil der Personen eines Geburtsjahrgangs, der ein bestimmtes Alter überlebt, zum Ausdruck bringen (Abb. 4 nächste Seite; Cordazzo, 2006). Während sich der Endpunkt der Kurve kaum verschiebt, wird deren Form immer rechtwinkliger (Rektangulierung). In der Grafik sind die gemäss Kohortensterbetafeln – die im Gegensatz zu klassischen Periodensterbetafeln auch die Verminderung der Sterblichkeit über die Zeit berücksichtigen – berechneten und modellierten Überlebenskurven von Frauen dargestellt; die Kurven der Männer zeigen die selbe Charakteristik, wenn auch auf tieferem Niveau. Bemerkenswert ist insbesondere die massive Abnahme der Säuglingssterblichkeit.

Bedingungen und Zukunft der Langlebigkeit

Die bisherigen Ausführungen deuten auf eine starke gesellschaftliche Prägung der individuellen Lebenserwartung hin. Es können umweltspezifische Faktoren (Ökologie, Naturkatastrophen, Krankheitserreger und Seuchen etc.), sozio-ökonomische Faktoren



(schichtspezifisch unterschiedliche Lebens-, Wohn und Arbeitsbedingungen, Verfügbarkeit und Qualität der Nahrung, Zugänglichkeit medizinischer Versorgung), sozio-kulturelle Faktoren (Bildung, Wissen über Hygiene, Prävention und Therapiemöglichkeiten, politische Massnahmen, gesellschaftliche Normen) und spezifische Verhaltensweisen (Lebensstil, Gesundheits- und Risikoverhalten) unterschieden werden, die miteinander in komplexer Weise verknüpft sind (vgl. Höpflinger, 2008). Dies erklärt, warum sich die Lebenserwartung historisch in unregelmässigen Wellen entwickelte, die immer wieder auch Ausschläge nach unten beinhalteten, warum es auch heute Länder mit einer Lebenserwartung von weniger als 35 Jahren gibt und warum die Sterblichkeit und das Invaliditätsrisiko auch in der Schweiz noch immer schichtspezifisch unterschiedlich ist. Mit der Langlebigkeit im dargestellten Sinn, als vermehrte Ausschöpfung der potenziellen Lebensspanne, sind durchaus gesellschaftliche Herausforderungen bezüglich der Finanzierung und Organisation der Sozialversicherungen und des Gesundheitswesens verbunden. Auch wenn in der Schweiz vieles für eine Zunahme vor allem der gesunden Jahre ohne Behinderung bei gleichzeitiger Kompression der Morbiditätsphase spricht, sind einige Alterskrankheiten, insbesondere demenzielle Erkrankungen, stark zunehmend, und eine wirksame Prävention oder gar ursächliche Therapie nicht in Sicht. Dies wird einen zusätzlichen Personalbedarf sowohl in der professionellen als auch in der informellen und freiwilligen

Pflege und Betreuung mit sich bringen. Gleichzeitig sind neue Modelle einer partizipativen Kultur des Alterns sowohl für die «verjüngten» Menschen im frühen Alter als auch für die in den nächsten 30 bis 40 Jahren anwachsende Gruppe hochbetagter Menschen zu finden. Die Zunahme der Lebenserwartung, die nicht mit spitzenmedizinischer Lebensverlängerung zu verwechseln ist, ist eine gewollte, aber nicht grundsätzlich unumkehrbare Folge gesellschaftlich, kulturell und politisch geprägter Entwicklungen. Sie ist eine Erfolgsgeschichte und eine Chance, nicht eine Bedrohung.

1 Im Vergleich zwischen verschiedenen Spezies zeigt sich etwa, dass eine mässige negative Korrelation zwischen der Herzschlagfrequenz und der Lebenserwartung besteht. Ein Mensch erlebt bis zum Alter von 80 Jahren rund 3 Milliarden Herzschläge; fast doppelt so viele wie das nächst langlebige Tier...



Hans Rudolf Schelling

lic. phil., Sozialpsychologe, ist seit 2003 Geschäftsführer des Zentrums für Gerontologie der Universität Zürich. 1999–2005 war er Vorstandsmitglied der Schweizerischen Gesellschaft für Psychologie, 2002–2008 der Schweizerischen Fachgesellschaft für Gerontopsychologie.

Literatur

BFS, Bundesamt für Statistik (Hrsg.). (2006): Szenarien zur Bevölkerungsentwicklung 2005–2050. Neuchâtel: BFS.
 BFS, Bundesamt für Statistik (Hrsg.). (2009): Die Zukunft der Langlebigkeit in der Schweiz. Neuchâtel: BFS.
 Cordazzo, V. (2006): Die Sterblichkeit der Schweizer Geburtsjahrgänge 1900 bis 2030. DEMOS Nr. 3/2006.
 Crews, Douglas E. (1990): Anthropological Issues in Biological Gerontology. In R. L. Rubinstein (ed.), Anthropology and Aging. Comprehensive Reviews (pp. 11–38). Dordrecht: Kluwer Academic.
 Höpflinger, F. (2008): Zur Entwicklung der Lebenserwartung in der Schweiz – Studientext und historisches Datendossier. [Online: <http://www.hoepflinger.com>].
 Künzler, G. & Knöpfel, C. (2002): Arme sterben früher. Soziale Schicht, Mortalität und. Rentenalterspolitik in der Schweiz. Luzern: Caritas-Verlag.

WHO IS GOING TO FUND THE WAR AGAINST AGING?

Cambridge researcher Aubrey de Gray argues that the world is in a pro-aging trance. Aging, he argues, is a curable disease and understanding our complex metabolism can counter the pathology leading to death's inevitability. Dedicated to creating awareness of 'unnecessary fatalism' he sees the resistance of individual sponsors creates more problems than the science itself.

Aubrey D.N.J. de Grey

Measurable scientific progress accelerates beyond societal recognition of age as a problem

In recent years, though resistance undoubtedly still festers within mainstream biogerontology, great progress has occurred in broadening the appreciation that applying regenerative interventions to aging may prove to be far more effective, far sooner, than the traditional approach of attempting to "clean up metabolism" and prevent its eventually pathogenic side-effects from occurring in the first place. Corresponding progress in enlightening people that defeating aging would be a good idea, however, has been quite considerably slower. The starkest such contrast is between mass audiences, whom I address from the stage, the interviewee's chair and the printed page, and the wealthy elite, whom I address in person. The latter interaction, with a focus on one particular aspect of it, is my topic today. The defeat of aging is a heterodox cause, when compared to those that receive the most attention (and the most sponsorship) from wealthy individuals. Orthodox causes have one very clear thing in common: they predominantly improve the lot of the disadvantaged. They seek to normalise – to bring the minority (often a very large minority) up to the quality of life of the lucky. Aging is perceived as a problem that predominantly afflicts those who are already lucky – lucky enough not to be already dead. Those appreciating the supposedly well-accepted dictum of anti-ageism know, if taken seriously, it leads inescapably to the acceptance that the frail elderly are disadvantaged – and thus, that they are by far the

largest class of disadvantaged individuals in the world. But somehow this does not translate into the combating of aging being a primary (let alone the primary) beneficiary of worldwide philanthropic largesse. Over the past several years of conversations with philanthropists, I have progressed through many stages of comprehension of this paradox. The problem, by and large, is not that they are ageist: they truly accept that old people are people too. The problem is also not that they view aging as a minor problem, one that may seem horrific to the young but that people get used to as it gradually progresses: they appreciate that the distinction that many biogerontologists so counterproductively make between aging and age-related diseases is a fallacy, and that the defeat of aging would indeed entail the pre-emption of those predicaments that the middle-aged fear above all, such as Alzheimer's disease and cancer. No: the problem is that they are selfish. Overwhelmingly, those old enough to be seriously feeling the effects of aging are also old enough that they view the prospect of significant personal benefit from anti-aging research as negligible, while those young enough to entertain the prospect that they might still be around to partake of such therapies when they finally arrive tend to discount the possibility that such an outcome is not in fact virtually certain, and thus that their contribution could improve their chances. The benefit accruing to others than themselves seems simply not to figure in their calculations. Is this a fair assessment? Well, in respect of the younger generation it is at least questio-

nable. The major donors to the Methuselah Foundation, and now to the SENS foundation, have been under 50. Maybe they do think as I suggest above, but maybe they care at least a little bit about the plight of the 100,000 people who die of aging worldwide every day, or at least about the few such people who rank among their loved ones. But for the older generation, the situation seems to admit no doubt.

If you prefer some evidence (as I hope you do), I offer some now. I must anonymise my account, in view of the high profile of the protagonists.

Two years ago, a wealthy supporter of the defeat of aging (let's call him Alice) had lunch with an even wealthier individual (Bob) who works in the same business. Alice is in his early 40s; Bob is 20 years older. Bob is a leading supporter of another cause, and he asked Alice to support it financially to the tune of \$1 million. Alice replied that he'd happily do this if Bob gives the same amount to the anti-aging cause. Bob declined. Alice asked why, and Bob said "Because those therapies won't arrive in time for me." This despite two rather remarkable features of the conversation:

- Bob is not simply selfish: his own cause does not benefit him personally in any way;
- Bob's own son was also present at the meal. What gives?

Time is of essence – the essentially short-term thinking of capitalism is naturally antagonistic to longevity

There are, I feel, two plausible explanations for this behaviour – behaviour that I see repeated time and time again in my interactions with potential sponsors of the anti-aging mission.

The first is the inherent self-interest of most of those who have acquired wealth through honest toil: they believe passionately in the profit motive and regard charity with deep suspicion. I have a degree of sympathy with this logic: just as those who have worked exclusively in the non-profit world often appreciate more keenly the effort that poorly-compensated motivation elicits, those who have worked exclusively in the commercial sector have the converse bias. The

problem, of course, is not that there is anything about the defeat of aging that is inherently incompatible with profit – but that the timeframes currently perceived for the actual delivery of these products are beyond those with which profit-motivated individuals feel comfortable. There are ways around that, to be sure – in terms of intermediate products, sale of IP, etc. – and my colleagues and I are energetically exploring these avenues; the barrier remains substantial, however. But in the example recounted above, and in many others, this does not apply. Bob has already made a decision to allocate some of his resources purely philanthropically, so the issue is solely one of which causes should be prioritised and for what reasons. But the conversation related above was hung up on the issue of whether the anti-aging cause should be supported at all – and Bob was entirely uninhibited about delivering an unequivocally self-centred reason for dismissing it out of hand even in the presence of his own son.

This brings me to the crux of the matter. Yes, Bob's son can look forward to 30 or so years longer than Bob himself before aging becomes a serious health hazard, which obviously means that truly effective therapies to pre-empt such an eventuality are more likely to arrive in time. But how much more likely? That depends on one's expected value (in the mathematical sense) of the timeframe. If Bob feels that there is a roughly 50% chance of victory in the war on aging within 30 years, he may estimate his own chances (since the timeframe within which he probably needs it is only 10 years) as negligible but his son's as substantial, so he may be motivated by his son's prospects of benefit much more than by his own. But if, by contrast, he judges that the timeframe for a 50% chance of success is 100 years hence, or 1000, he will see no difference worthy of the name between his own chances and his son's, or even his grandson's. Viewed as a ratio there is a difference, of course – indeed, a greater one than in the more optimistic scenario. But there's more. Bob did not explain this at the table. He felt no need. He considered it so obvious that aging is immutable, that he knew that his son would feel the same, and

thus not feel hurt. Bob was using this palpably illogical excuse merely as a way to change the subject: as a way to communicate ever so gently to Alice that he (Alice) might as well have been asking him (Bob) to fund the creation of a perpetual motion machine. Even among those who have entirely escaped what I have termed the "pro-aging trance" (the descent into unbridled irrationality concerning whether aging is or is not a bad thing), the conviction that aging will never be defeated is so deeply rooted in most people's psyche – even discussion of the topic is viewed as appropriate only within the confines of entertainment. My conclusion is as it was when I entered this field, over a decade ago – that this will change only when the presumed experts in this community, begin to see that we really are on the brink of a decisive breakthrough. That is why, as ever, I allocate a good deal of the time I'm not spending on stage or in interviews to the grinding task of bringing card-carrying biogerontologists into contact with advances in ostensibly non-biogerontological regenerative medicine. Progress in this effort remains frustratingly slow, but it is unmistakably accelerating. My hopes for the future – in fact, I can honestly say, for the near future – are high.



Dr. Aubrey de Grey

is a biomedical gerontologist based in Cambridge, UK, and is the Chief Science Officer of SENS Foundation (www.sens.org), a non-profit charity dedicated to combating the aging process. He is also Editor-in-Chief of Rejuvenation Research, the world's highest-impact peer-reviewed journal focused on intervention in aging. He received his BA and Ph.D. from the University of Cambridge in 1985 and 2000 respectively. aubrey@sens.org



SWISSFUTURE ON XING

<https://www.xing.com/net/swissfuture/>

Eigene XING-Gruppe

Seit dem 15. April 2009 ist swissfuture mit einer eigenen Gruppe auf XING aktiv. 63 Mitglieder von swissfuture und weitere Kolleginnen und Kollegen aus den Bereichen Strategic Foresight und Zukunftsforschung sind dieser XING-Gruppe beigetreten.

Mit Hilfe dieser Gruppe können wir:

- uns virtuell näher kennen lernen und Kontakt miteinander pflegen,
- zahlreiche Neuigkeiten und Aktualitäten vom Vorstand einfach und schnell an unsere Mitglieder verbreiten,
- in Foren über gemeinsame Projekte und Aktivitäten miteinander diskutieren.

Werden Sie Mitglied

- Die Teilnahme bei XING und in unserer Gruppe ist gratis.
- Falls Sie bereits XING-Mitglied sind – melden Sie sich in unserer Gruppe an.
- Falls Sie noch nicht XING-Mitglied sind – schreiben Sie ein Email an unseren Co-Präsidenten und Moderator unserer XING-Gruppe, damit wir Sie zu XING und zu unserer Gruppe einladen können: walker@weiterdenken.ch

CALL FOR PAPER

Doktorarbeiten oder Masterarbeiten

Haben Sie Ihre Doktorarbeit, Masterarbeit oder Bachelorarbeit zu einem Thema der Zukunftsforschung verfasst? Haben Sie ein Buch veröffentlicht oder eine Studie verfasst zu Themen, die die Mitglieder von swissfuture interessieren könnten? Dann würden wir gerne Ihren Aufsatz oder Ihre Zusammenfassung in unserem swissfuture Magazin publizieren. Nehmen Sie bitte Kontakt mit dem Chefredakteur unseres Magazins auf: francis@francismueller.ch

HOFFNUNG 2010

Pilotstudie für die web-basierte Meinungsumfrage auf <http://www.hoffnung2010.ch>

Unsere beiden Vorstandsmitglieder Dr. Andreas M. Walker und Francis Müller führen im November 2009 eine Studie und eine web-basierte Umfrage über «Hoffnung» als prinzipielle Einstellung zur Zukunftsbe-wältigung und über konkrete Zukunftshoffnungen und Hoffnungs-träger für das kommende Jahr 2010 durch. Bei Erfolg soll diese Umfrage zukünftig jährlich durchgeführt werden.

Verschiedene Methoden im Einsatz

Um «Hoffnung» als zukunftsrelevanten Mind Set systematisch erfassen und zukünftig regelmässig empirisch beobachten zu können, sollen in dieser Studie verschiedene Methoden zur Anwendung kommen:

- web-basierte Umfrage im Internet,
- Medienauswertung exemplarischer Printmedien via schweizerische Mediendatenbank,
- Strukturierte Interviews als Fallbeispiele,
- Analyse bekannter Literatur über Hoffnung.

Hintergründe

Mind Sets (im Sinne von John Naisbitt) sind entscheidend, wie wir Zukunft wahrnehmen und wie wir mit Zukunft umgehen. Dabei haben wir bisher kaum systematische Studien, Datenerhebungen und Zeitreihen, wie diese Mind Sets entstehen, ob und wie sie sich verändern, wie sie effektiv in unserer Gesellschaft verbreitet sind, wie sie sich ausbreiten (Erziehung? Schule? Medien? Religion?) und ob sie tatsächlich wirksam werden, wie wir unsere Zukunft wahrnehmen und gestalten. Insbesondere haben wir kaum systematische Studien und Datenerhebungen zum Thema «Zukunftshoffnung».

Es gibt nur wenig aktuelle deutschsprachige Literatur, die sich in breiter geistes- und sozialwissenschaftlicher Art dem Thema «Hoffnung und Zukunft» als «Mind Set» nähert, insbesondere gibt es keine aktuellen deutschsprachigen Studien aus den Sozial-, Politik- und Medienwissenschaften.

Nehmen Sie aktiv teil

Machen auch Sie anfangs November aktiv an der Umfrage mit: <http://www.hoffnung2010.ch>

40 JAHRE SWISSFUTURE

Jubiläum im 2010

swissfuture, die Schweizerische Vereinigung für Zukunftsforschung, früher auch SZF genannt, wurde 1970 gegründet.

Call for Papers für Festschrift

Für das Jubiläum planen wir eine Festschrift über «40 Jahre swissfuture - Rückblick und Ausblick zur Zukunftsforschung in der Schweiz». Mögliche Kapitel für diese Festschrift sind:

- Entwicklung der Zukunftsforschung in den letzten 40 Jahren
- Flops der Zukunftsforschung zwischen 1970 und 2010
- «Wild Cards» und «Black Swans», die zwischen 1970 und 2010 eingetreten sind und Entwicklung unerwartet verursacht und beeinflusst haben
- Vergleich «Schweiz 1970» – «Schweiz 2010»
- Welche Zukunftsbilder gab es vor 40 Jahren?
- Methodengeschichte der Zukunftsforschung
- Geschichte der Begrifflichkeiten der Zukunftsforschung
- Zukunftsforschung in verschiedenen Disziplinen
- Vergleich Zukunftsforschung Schweiz mit anderen Ländern
- Zukunftsforschung in verschiedenen Ländern und Kulturen
- Wie wird die zukünftige Zukunftsforschung aussehen?
- Wie könnte die Schweiz im Jahre 2050 aussehen?
- Chronologie der Höhepunkte von swissfuture (Publikationen, Themen, Anlässe, ...)
- «Best of» unserer Magazine der letzten 40 Jahre
- Verzeichnis der Vorstandsmitglieder und Präsidenten

Wollen Sie einen Aufsatz zu einem dieser Themen schreiben?

Nehmen Sie mit unserem Redaktionsteam Kontakt auf:

- francis@francismueller.ch
- walker@weiterdenken.ch

Organisationskomitee für Festanlass

Für das 40-jährige Jubiläum planen wir einen Festanlass, an dem wir die Festschrift veröffentlichen wollen und auch ehemalige Mitglieder und Vorstandsmitglieder wieder einladen wollen – wollen Sie uns im Organisationskomitee unterstützen? Dann kontaktieren Sie bitte unseren Co-Präsidenten:

- walker@weiterdenken.ch

Jubiläums-Fonds

Das 40-Jahres-Jubiläum würden wir gerne nutzen, um die Projekte des Jubiläumsjahres sowie andere aktuelle und zukünftige Projekte auf eine gesunde finanzielle Basis zu stellen.

Dürfen wir Sie in diesen Anliegen als Sponsor, als Spender oder als Legat-Geber ansprechen?

Dann nehmen Sie bitte mit unseren Co-Präsidenten Kontakt auf, damit wir die verschiedenen Möglichkeiten persönlich mit Ihnen prüfen können:

- Cla Semadeni, Co-Präsident,
cla.semadeni@are.gr.ch
- Dr. Andreas M. Walker, Co-Präsident,
walker@weiterdenken.ch

Laufende und anstehende Projekte

Mit Hilfe des Jubiläums-Fonds wollen wir Services zu Gunsten unserer Mitglieder, der Öffentlichkeit und der Nachwuchsförderung nachhaltig sicherstellen und Projekte ermöglichen:

- Laufende inhaltliche und redaktionelle Aufwertung unseres quartalsweise erscheinenden «swissfuture – Magazin für Zukunftsmonitoring»
- Ausbau unseres Internet-Auftritts www.swissfuture.ch mit Dokumentationen und Archiven zu früheren und aktuellen Publikationen
- Neuauflage der «Wertestudie 2004 - 2014 - 2024»
- Weiterführung der web-basierten Umfrage «Hoffnung 2010»
- Weiterer Ausbau der Zusammenarbeit mit der «European Futurists Conference Lucerne»
- Gezielter Ausbau der Zusammenarbeit mit den anderen Mitgliedsorganisationen der Schweizerischen Akademie für Gesellschafts- und Sozialwissenschaften SAGW, um gemeinsam interdisziplinäre Projekte der Früherkennung und der Technologiefolgenabschätzung durchzuführen
- Ausbau der Förderung der Studierendenarbeit von swissfuture und die Möglichkeit, Projekte als Bachelor- und Masterarbeiten auszuschreiben
- Konzept eines «Hauses der Zukunft» als Akademie und Institut, damit ähnlich wie in den USA, in Finnland und weiteren Ländern auch in der Schweiz die Ausbildung und Forschung in Fragen der Zukunftsforschung und der strategischen Früherkennung (Strategic Foresight) auf Hochschulniveau betrieben werden kann.



VORGESTELLT

GEORGES T. ROOS, Vorstandsmitglied Swissfuture



Sie sind seit zehn Jahren aktiv im Vorstand von swissfuture. Was motiviert Sie zu diesem Engagement?

Für einen der wenigen professionellen Zukunftsforscher in der Schweiz war es für mich selbstverständlich, in der grössten nationalen Zukunftsforschungsvereinigung der Welt aktiv mitzuwirken. Ich schätze es sehr, mit anderen Zukunftsinteressierten über die Herausforderungen, Chancen und Risiken unserer Zukunft nachzudenken.

Wie positionieren Sie swissfuture – etwa auch im Gegensatz zur European Futurists Conference in Luzern, deren Gründer und Direktor Sie sind?

Swissfuture vereinigt Menschen hauptsächlich aus der Schweiz, welche in unterschiedlichen Berufen tätig sind, die in irgend einer Form mit Zukunft zu tun haben. Mit dem swissfuture Magazin für Zukunftsmonitoring hat swissfuture einen unverwechselbaren Wert geschaffen. Die European Futurists Conference Lucerne vereinigt die führenden Zukunftsforscher aus ganz Europa. Sie sind an Universitäten, in privaten Think Tanks, in Unternehmen oder als Berater tätig. Die jährliche Konferenz, an der Teilnehmer aus über 20 Ländern anwesend sind, schafft die Plattform, auf der sich diese Zukunftsexperten und Entscheider aus der ganzen Welt treffen. Neben der Konferenz gehört zur European Futurists Conference Lucerne die Studie «Zukunftsbereitschaft von Schweizer KMU», die wir zusammen mit dem SECO durchführen. Letztes Jahr haben Ulrich Reinhardt und ich zusammen mit der Stiftung für Zukunftsfragen eine pan-europäische Studie «Future Expectations for Europe» in Buchform veröffentlicht, welche die Erwartungen der Europäer an die Zukunft untersucht haben.

Die Langlebigkeit gehört zu einem Ihrer Kernthemen. Welches andere Thema halten Sie für besonders zukunftsrelevant?

Langlebigkeit ist im Rahmen der demografischen Entwicklung eines meiner Themen. Viel zentraler als die Langlebigkeit sind die schnelle Alterung der Erwerbsbevölkerung, Frauen, Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Besonders wichtig für die Zukunft sind zudem die Herausforderungen, die wir zu bewältigen haben: Ausstieg aus der von fossilen Energieträgern abhängigen Wirtschaft, Wasserverbrauch, Umgang mit der Beschleunigung aller Lebensverhältnisse, die Verschmelzung von virtueller und realer Welt.

Georges T. Roos

Georges T. Roos ist Zukunftsforscher, Inhaber des Zukunftsforschungsinstituts ROOS Trends&Futures, Gründer und Direktor European Futurists Conference Lucerne, Luzern. Themen: Megatrends, gesellschaftlicher Wandel, Wertewandel Früherkennungssysteme, Szenario-Technik. Er ist seit 1999 im Vorstand von swissfuture.

VERANSTALTUNGEN

Zukunftsinstitut

«Food Trends»

29. Oktober 2009 von 9.30 bis 17.30 Uhr

Hanni Rützler, Harry Gatterer

850,- Euro zzgl. MwSt. inkl. Verkostung vor Ort

futurefoodstudio, Wien

www.zukunftsinstitut.de

Akademien Schweiz in Zusammenarbeit mit Science et Cité

«Vorsorgende Ethik als Leitprinzip in der öffentlichen Diskussion»

2. November 2009 von 18 bis 19.30 Uhr

Referenten: Markus Zürcher (SAGW), Benjamin Rath, Patrick Hunziker

Anmeldung ist nicht erforderlich.

Empire-Saal des Restaurants «Zum Äusseren Stand» in Bern

Die Zukunft der Bioethik

4. Dezember 2009, 9.00 bis 17.00

Inselspital Bern

www.bioethics.ch/content/default.htm

«WorldFuture 2010»

8. bis 10. Juli 2010

The Westin Boston Waterfront Hotel

Boston, Massachusetts

www.wfs.org/2010main.htm

AKTUELLE STUDIEN

«Die Zukunft der Langlebigkeit in der Schweiz»

Die Studie liefert die quantitativen und die soziodemografischen Grundlagen für eine differenzierte Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Langlebigkeit. Sie beleuchtet die historische Entwicklung seit dem 19. Jahrhundert und vergleicht die Situation in der Schweiz mit anderen industrialisierten Ländern. Mit demografischen und epidemiologischen Methoden werden darauf Zukunftsszenarios entwickelt – wie etwa die Annahme, dass die Lebenserwartung in den nächsten zwanzig Jahren bis zu neun Jahren ansteigen dürfte.

Bundesamt für Statistik (2009): Die Zukunft der Langlebigkeit in der Schweiz. 23 Seiten. 5 Franken. <http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/news/publikationen.Document.119755.pdf>

«Woran glaubt die Welt?»

Anhand von hundert Fragen sind beim Religionsmonitor der Bertelsmann-Stiftung 21'000 Menschen aus allen Kontinenten und Weltreligionen befragt worden. Die Befragung wird laufend wiederholt und sie ist ein sehr sinnvolles Instrumentarium, wenn es um die Zukunft der Religiosität und Religion geht. Im neu erschienenen, ergänzenden Band werden die Befunde der Studie, die Länderanalysen, ausgewählte Ländervergleiche und thematische Zugänge von renommierten Religionssoziologen analysiert und kommentiert. Diese Befunde zeigen zum Beispiel, dass der Anteil der Hochreligiösen in Nigeria 92%, in den USA 62%, in Polen 40%, in der Schweiz 22% und in Frankreich 13% ist.

Bertelsmann-Stiftung (2009): Woran glaubt die Welt? 788 Seiten, 81 Franken.

www.religionsmonitor.com

«Zukunftsatlas Branchen 2009»

Prognos hat in Zusammenarbeit mit dem deutschen Handelsblatt alle 413 deutschen Kreise und die kreisfreien Städte auf ihre Wachstumspotenziale untersucht. Dabei werden einzelne Wirtschaftszweige wie etwa die Gesundheitswirtschaft, die Informationstechnologie, der Maschinenbau und die Logistik betrachtet.

www.prognos.com/Prognos-Zukunftsatlas-Branchen-2009-veroeffentlicht.653.0.html

Das Swissfuture-Bulletin 04/09 wird erneut in Zusammenarbeit mit Studierenden der Zürcher Hochschule der Künste realisiert. Behandelt wird darin die Zukunft des Wohnens.

Swissfuture betreibt neu eine virtuelle Plattform für Zukunftsfragen: www.xing.com/net/swissfuture

MANAGEMENT IN DER MULTIOPTIONSGESELLSCHAFT

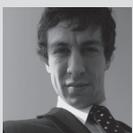
Die Krise als Chance, die Ausbildung von Managern zu überdenken

Joël Luc Cachelin

„Was passiert, wenn die Zukunft von der Gegenwart eingeholt wird“, fragte sich 2006 das GDI Impuls. Genau dies scheint zu Ende des ersten Jahrzehnts im neuen Jahrhundert der Fall zu sein. Das Management unserer Organisationen und Institutionen scheint nicht mehr fähig, auf die steigende Komplexität der Umwelt eine adäquate Antwort zu geben. Die Zukunft kommt schneller als erwartet. Wir sind überfordert. Es öffnet sich dadurch aber auch ein Zeitfenster für grundlegende Veränderungen.

In der eben erschienenen Dissertation umschreibe ich Komplexität mit dem soziologischen Konzept der Multioptionsgesellschaft (Gross, 1994). Diese formiert sich durch drei Transformationskräfte, die sich gegenseitig antreiben. Die Relativierung von Regeln und Normen führt dazu, dass von der Lebensphilosophie bis zum Supermarkt alles in unendlich viele Optionen zerfällt. In dieser Ansammlung der Optionen hat das Individuum seinen eigenen Weg zu gehen. Es muss eine stabile Identität aufbauen, um im Durcheinander der Optionen nicht unterzugehen. Identität schafft das Individuum durch die zahlreichen Anspruchsgruppenrollen, welche es durch die Beziehungen zu unterschiedlichen Organisationen einnimmt. Die Beziehungen, welche wir als Kunden, Mitglieder, Mitarbeitende, Aktionäre und interessierte Öffentlichkeit eingehen, prägen unsere Identität. Es wird deutlich, dass sich das Management von der Organisation lösen muss. Es gilt die Gesamtheit der Beziehungen einer Organisation zu ihren Anspruchsgruppen zu managen. Beziehungen sind wechselseitig und eigendynamisch. Sie können weder befohlen noch beherrscht, sondern nur in ihrer Selbstorganisation unterstützt werden. Da sich Selbstorganisation immer auf die Identität eines Systems bezieht, wird in der Dissertation Management als Unterstützung der Identitätsarbeit von Individuum, Organisation und Gesellschaft beschrieben.

Die Neu-Beschreibung von Management wird auf die universitäre Ausbildung von Managern übertragen. Weil die Identitätsarbeit von Mensch, Organisation und Gesellschaft nicht voneinander getrennt werden kann, müssen Manager alle Systemebenen in ihrer Wechselwirkung verstehen lernen. Die Dissertation fordert die Verknüpfung der spezialisierten funktionsorientierten Betriebswirtschaftslehre mit der allgemeinen systemorientierten Betriebswirtschaftslehre. Sie fordert umfassende Curriculumbausteine an betriebswirtschaftlichen Fakultäten, welche sich der Identitätsarbeit der angehenden Manager und Managementwissenschaftler widmen. In diesen Bausteinen lernen Manager den Umgang mit Wissen, anderen Menschen, den drängenden Problemen unserer Gesellschaft sowie ihren ganz individuellen Stärken und Schwächen.



Joël Luc Cachelin

Dr. Joël Luc Cachelin studierte und promovierte an der Universität St.Gallen. Er arbeitet in der Beratung für Human Resources Management (www.oswald-hr.ch) und als Projektleiter und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Versicherungswirtschaft der Universität St.Gallen (www.iww.unisg.ch). Seit Ende 2009 ist er Direktor der Dr. Cachelin's Wissensfabrik (www.wissensfabrik.ch).

Joël Luc Cachelin (2009): Management in der Multioptionsgesellschaft. Neue Manager für neue Zeiten. Wiesbaden: Gabler.

An die Mitglieder von *Swissfuture*: Haben Sie ebenfalls eine Studie oder eine Dissertation mit einem Zukunftsausspekt verfasst? Kontaktieren Sie uns, wenn Sie diese hier vorstellen möchten: future@swissfuture.ch

Joël Luc Cachelin
Management in der
Multioptionsgesellschaft
Neue Manager für neue Zeiten



RESEARCH

